



JAN KJÆRSTAD  
BERGE

ROMAN

**LESEPROBE**

SEPTIME

Originaltitel: Jan Kjærstad, Berge  
© 2017 H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard) AS, Oslo, Norway

Die Veröffentlichung dieser Übersetzung wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung von NORLA, Norwegian Literature Abroad



© 2019, Septime Verlag, Wien  
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat der Übersetzung: Rowena Körber  
Korrektorat: Evelyn Bubich  
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz  
Umschlagbild: © fotolia.com – Negro Elkha  
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH  
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-84-7

**www.septime-verlag.at**

[www.facebook.com/septimeverlag](http://www.facebook.com/septimeverlag) | [www.twitter.com/septimeverlag](http://www.twitter.com/septimeverlag)

Jan Kjærstad

# **Berge**

Roman

Aus dem Norwegischen von Bernhard Strobel



## INE WANG

Es sollte sich als ein Verbrechen herausstellen, das jedes Begriffsvermögen überstieg. Ein Wanderer hatte bei der Zeitung angerufen. Mehrere Menschen lagen ermordet in einer Hütte irgendwo tief in den Wäldern der Nordmarka. Abgeschlachtet, wie der Hinweisgeber sagte. Auf bestialische Weise. Unter den Toten befanden sich angeblich berühmte Personen. Sehr berühmte.

Terror, durchfährt es mich. *Schließlich ist er auch hier angelangt.*

Ich stehe da, das Handy in der Hand. Zittere. Sollte dies trotz allem mein Glückstag werden?

Der Gedanke lässt mich zusammenzucken, ich will ihn aufhalten, aber der Gedanke lässt sich nicht aufhalten, ich spüre einen Kick, denn ich bin an einem Tiefpunkt angelangt, nicht nur in meinem Leben, sondern auch hier, gestrandet auf einer Insel. Die längste Zeit schon bin ich mir fehl am Platz vorgekommen, herausgeputzt, verschwitzt, wie ich hier stehe und junge Paare nur in Unterwäsche am Strand herumlaufen sehe, der Party zusehe, die bereits auszuarten beginnt, ich lese mir die lange Textnachricht erneut durch, wie zur Bestätigung, dass ich mich nicht verlesen habe, und lasse das Handy zurück in die Tasche gleiten, wie eine Waffe ins Holster, denke ich, während Marie mir zuwinkt, mir deutet, ich solle herunterkommen, mich auf die Decke setzen, sie schneidet lustige Grimassen, ich lächle, gebe ihr mit einem Zeichen zu verstehen, dass es mir gut geht an meinem Platz hier, hebe das Glas, wobei ich gleichzeitig eine

verächtliche Fratze verberge, weil ich schon bereue, dass ich so dämlich sein konnte, diese Hochzeitseinladung anzunehmen, ausgerechnet auf Hovedøya, ein Brautpaar in Weiß, die Gäste in Weiß, auch ich in Weiß, wie es die Einladung verlangte, und sie hatten Glück, bei dem Wetter an diesem Tag Ende August sehnte man sich nach einem Sonnenschirm, und alles war so unerträglich romantisch, die Trauung in den Klosterruinen mit allem Drum und Dran, das Wort Gottes und das Vogelgezwitscher und die Freudentränen, eine hippe, wahrscheinlich lesbische Pfarrerin, große, viel zu große Worte über die Liebe, das Größte von allem, und lauter solches Geschwätz, eine endlose Suada, wenn auch ein bisschen ergreifend, das Ganze hatte etwas von einem keltischen Ritual, ein Hauch von Tolkien mit den hohen Laubbäumen rundherum, der Schar weißgekleideter Menschen zwischen all dem schimmernden Grün, Gedichtvorträge, Küssen, ungehemmtes Küssen, Champagner in Plastikgläsern, in rauen Mengen Champagner, auch die Pfarrerin trank gierig, ich stand inmitten lautstarker Gespräche, die dadurch, dass sie ineinander übergingen, nur noch sinnloser wurden. Skål auf das Brautpaar, grölte ich, nur um mitzumachen, die Leute fingen schon an, über die Steinstufen der Ruinen zu stolpern, brüllten vor Lachen, ich hätte nie herkommen sollen, Marie war eine viel jüngere Kollegin bei der Zeitung, *ermordet*, obendrein schwanger, wie sie mir gestanden hatte, *auf bestialische Weise*, ich fühlte mich wie ein altes Weib unter Maries gleichaltrigen Freunden, Glückspilze, schieß doch auf die, und alles war so bemüht informell und improvisiert und ausgelassen, Hippies im Jahr 2008, vierzig Jahre zu spät, keine Rede natürlich von einem förmlichen Hochzeitsmahl, sondern es wurde ein Picknick veranstaltet, *viele Tote*, man hatte Decken und Körbe mitgebracht, besetzte die Wiese hinab zum nördlichsten

Strand, den, der auf Lindøya hinausging, und es wurden Garnelen kredenzt, Weißbrot, Zitronen, Salate, Wein aus Kühlta-schen, jemand grillte auf den dafür angelegten Plätzen, so dass bald ein Duft von gebratenem Fleisch, vermischt mit dem Geruch von gegrilltem Hummer, über die Klippen und den Hügel zum Wald hinaufzog, es wurde geschlemmt, getrunken, gepros-tet, es wurden spontane Reden gehalten, eine Floskel löste die andere ab, man hatte natürlich Gitarren mitgebracht, es wurde gesungen, grölend gesungen, *All you need is love*, scheiß auf die Glückspilze, alle diese unverschämt jungen und schönen Men-schen, denen das Leben noch bevorstand, *berühmte Personen*; einige tanzten, andere rauchten, und nicht nur normale Ziga-retten, es gab Küsse noch und nöcher, die Leute knutschten noch und nöcher, mehrere Paare verschwanden kichernd in den Wald, bald wird hier nackt gebadet werden, denke ich, wie ich hier stehe, ich erkenne die Atmosphäre wieder, vor fünfzehn Jahren noch wäre ich selbst nackt baden gegangen, jetzt depri-miert mich dieses Glück nur umso mehr, ein echtes Glück, wie ich mir widerwillig eingestehen muss, während ich nach einer Ausrede suche, um mich nach Hause davonstehlen zu können.

Deshalb sehe ich in Ulriks Nachricht einen Rettungsanker, eine Chance, von hier wegzukommen. Diese Morde. Zahlrei-che Menschen getötet im Wald. Ich wittere etwas, wittere ei-nen gottgegebenen Stoff. *Wer hätte gedacht, dass an einem der schönsten Spätsommertage ... In der Stadt wusste niemand, dass im Wald ganz in der Nähe ... Einmal musste es auch hier passie-ren ...*

Ich spüre es. Es liegt in der Luft. Etwas geschieht. Alles wen-det sich.

Ich ziehe mich zurück, keiner merkt etwas, ich nehme den Steilweg hinauf zur Vestre Kanonenbatterie, der Anhöhe mit

Aussicht auf Bygdøy, auf das Fram- und das Kon-Tiki-Museum, auf die Stadt und den wuchtigen Bergrücken im Norden. Was ist vorgefallen in dem Fichtenwald dahinter? *Auf bestialische Weise.*

Das Gegröle unten am Strand ertönt immer lauter. Flüchtig kann ich Marie sehen, die sich dreht wie ein Derwisch, rundherum und rundherum. Sollte sie es nicht ein bisschen ruhiger angehen? Die Düsternis kehrt zurück. Woher diese Melancholie? Ist es, weil die Insel Heggholmen direkt nebenan liegt – Heggholmen, wo ich in einer tropisch heißen Johannismacht Anfang der 90er Jahre Martin begegnet bin? Auf diesem Fest damals war ich weit davon entfernt, mich unpässlich zu fühlen, ein Saufgelage, das in einem großen, laubgeschmückten Schuppen neben einigen Sommerhäusern nahe am Wasser abgehalten wurde. Blumenkränze im Haar, Lampions unterm Dach, Parmaschinken mit Melone, Lammkoteletts, Schüsseln mit Erdbeeren, Fässchen mit Wein, zwei Gitarren und gemeinschaftliches Singen – wenn ich darüber nachdenke, war das Fest damals gar nicht viel anders als die Hochzeitsfeier, von der ich gerade flüchten möchte. Der Unterschied war Martin. Und dass ich jung war, jünger, mitten in der Ausbildung zur Journalistin, Martin war gerade fertig geworden, hatte einen Job bei einer Zeitung bekommen, ich dagegen hatte zu zweifeln begonnen, überlegte, ob ich das Studium abbrechen, etwas anderes machen sollte, aber Martin spornte mich an, meinen Abschluss zu machen, sagte, das sei der wichtigste Beruf der Welt, wir seien die vierte Staatsmacht, verdammt, er brannte vor Eifer, steckte mir eine Erdbeere zwischen die Lippen, und ich hatte nichts dagegen, zum Knutschen in die Büsche zu schleichen, besaß dieselbe Unbekümmertheit, Verrücktheit, wie ich sie jetzt bei den Hochzeitsgästen unten am Strand sehe;

Martins Augen hatten etwas an sich, einen Blick, der Funken erzeugte, es machte mich nicht zwingend geil, wenn ich in diese Augen sah, aber sie brachten etwas in mir zum Entfachen, und später an dem Abend gab es eine Führung auf dem Künstlergrundstück, das auf dem südlichen Felsvorsprung der Insel lag, wo wir noch mehr Wein bekamen, einen exklusiven Wein, in einem Ateliergebäude unten am Ufer, und dort saßen wir zwischen ausgefallenen Gemälden und Skulpturen und tranken, aber das schönste Kunstwerk hier, flüsterte Martin, das sei ich, und wir waren baden gegangen, nackt baden gegangen am ersten Abend unseres Kennenlernens, wir hatten uns geküsst, wir hatten all das gemacht, was man eben so macht, wenn man sich in einer warmen Mittsommernacht am Fjord kennenlernt und sofort verliebt ist. Ich war nicht berauscht, ich war entfacht.

Das Feuer spüren. Das war lange her. Und verloren.

*Abgeschlachtet?*

Ich rufe in der Redaktion an, werde an Jakob vermittelt, der diesen Samstag die Zügel in der Hand hält, er sagt, er wisse auch nicht viel mehr, aber es sei Blaulicht zu sehen, sagt er, Chefsache, die Leute seien gerade auf dem Weg dorthin. Wohin?, frage ich. Blankvann, nicht weit von der Kobberhau-ghytta, sagt er. Scheiße, stimmte das? Ich war dort mal auf einer Skitour, rauf zum Kikut. Mit Martin. Dem Saftsack Martin. Nach dem, was wir von der Polizei aufgeschnappt haben, stimmt der Hinweis, sagt Jakob. Jemand soll die Ermordeten am Nachmittag gefunden haben. Wie viele?, frage ich. Fünf, sagt er, vielleicht mehr.

Mein Blick bleibt an einem der Hochzeitsgäste hängen, der sein Hemd abstreift und sich vom gegrillten Hummer bedient. Ich fühle mich beduselt, und das nicht von dem Champagner,

dem Wein, dem Geruch nach angebranntem Fleisch. Terror?, frage ich. Allem Anschein nach, sagt Jakob. Fünf Tote?, wiederhole ich. Ja, mindestens, es soll die Hölle sein, sagt er. Wer?, sage ich. Weiß nicht, sagt er, mit anderer Stimme als sonst. Ich glaube, das ist was Sensationelles. Etwas, das wir nie zuvor gesehen haben.

Wieder durchzuckt mich dieser Schauer, und das nicht vor Schreck. Lange Zeit bin ich von einem Gefühl begleitet worden, dass nie etwas passiert. Oder dass immer wieder dasselbe passiert. Nicht nur in meinem Leben, sondern in ganz Norwegen. Für Journalisten ist es nicht immer nur ein Segen, in einer leidenschaftslosen Wohlstandsgesellschaft zu leben, die ein so verdammt begrenztes Ereignisregister aufweist. Aber jetzt. Jetzt geschieht etwas. Etwas, das anders ist. *Sonntagmorgen erwachte ein friedliches Land mit der Nachricht, dass ...*

Der Holmenkollås ist sonderbar dunkel geworden in dem schönen Wetter. Rechts der Masten steht der Fernsehturm Tryvannstårnet – wie eine Rakete, die man nie abzuschießen geschafft hat. Und dahinter. Sieben, acht Kilometer im Waldesinneren. Mindestens fünf getötete Menschen. Plötzlich ist es, als ob der Bergrücken eine schwarze Bösartigkeit hinter sich abschirmte.

Ich halte es nicht länger aus, ich muss nach Hause, weiß nicht, ob es an der Nachricht liegt, an der Aufregung, die ich empfinde, oder ob es damit zu tun hat, dass die Gäste am Strand aufgestanden sind und mit erhobenen Gläsern »Love Is All Around« singen, begleitet von Gitarren, ziemlich sauber gespielt eigentlich, sogar ein bisschen ergreifend eigentlich, und weil ich einen Schmerz, eine Wehmütigkeit fühle, ohne dass ich recht verstehe, woher das kommt. Martin, die ganze Sache mit Martin. Ich schicke der Braut eine Nachricht – der

schwangeren Braut –, die bestenfalls am nächsten Tag einen Blick auf ihr Handy werfen wird, dann verlasse ich die Bastion, spaziere an den Klosterruinen vorbei zum Anleger hinunter, wo ich auf die kleine Fähre warte; nur ich und ein paar Badegäste, niemand sonst von der Hochzeit, sie haben ein eigenes Boot bestellt, um irgendwo in der Stadt weiterzufeiern. Ich versuche, den Blick auf Aker Brygge verweilen zu lassen, doch meine Augen werden unweigerlich nach oben gezogen, bleiben wieder am Holmenkollås und am Vettakollen hängen, blauschwarz in der Dämmerung, als hoffte ich, etwas zu erblicken, etwas weiter drinnen, *dahinter*. Bestialisch? Wurden sie erschossen, erhängt, zerstückelt? Als ich an Bord der Fähre gehe, ist es, als hätte der Abendhimmel einen apokalyptischen Schimmer angenommen.

Ist dies ein solcher Tag? Ist heute einer dieser Tage, der eine oft wiederholte Frage gebiert: Wo warst du am 23. August 2008?

Aus dem Zugfenster, vom Abhang über dem Mosseveien aus, sehe ich die Insel Hovedøya aus einem neuen Blickwinkel, irgendwas ist da mit ihrem Umriss, das sie zu einer fremden, einer unheimlichen Insel macht, einer Insel, von der mir die Flucht gelungen ist, und doch ist das kein Trost, denn ich bin auf dem Weg aus der Stadt in ein Leben, das keines ist, ein Leben aus gleichförmigen Tagen und Schlaf, ein Leben auf Sparflamme. Der Zug ist fast leer, keiner fährt jetzt nach Hause, bei diesem Wetter und zu dieser frühen Abendstunde, man bleibt in der Stadt, feiert, leistet sich ein Taxi heim, wie ich es früher auch getan habe. Jemand hat ein Taschenbuch auf dem Sitz gegenüber vergessen oder absichtlich liegen lassen, einen Roman, ich habe keine Lust, ihn mir anzusehen, wer braucht schon

Romane in unserer Zeit, stattdessen klaube ich eine Zeitung auf, die allerdings dünn ist, dünn im doppelten Wortsinn, es steht nichts drin, die Seiten sind voller Schrift, aber sie könnten genauso gut leer sein. Die vierte Staatsmacht, was für ein Schwachsinn. Ich starre aus dem Fenster. *Eine graue Wirklichkeit mit einem Mal von Blut rot gefärbt ... Norwegen, aus dem Winterschlaf gerissen ... Für fünf Menschen hat der Sommer ein jähes Ende genommen ...*

Der Fjord verschwindet, als der Zug in die Landschaft vor Hauketo biegt. Wieder rufe ich Jakob in der Redaktion an. Ob sie schon mehr wüssten? Einige Sekunden vergehen, ehe er einen Namen nennt, und bei der Erwähnung dieses Namens richte ich mich im Sitz auf. Stimmt das? Es fällt mir schwer, das Handy ans Ohr zu halten. Jakob wiederholt den Namen, es ist schon bestätigt, sagt er, ich stelle noch mehr Fragen, doch alles andere geht unter in der Gewissheit, dass Arve Storefeld tot ist, ermordet – *abgeschlachtet* –, in seiner Hütte am Blankvann-See in der Nordmarka. Ich bin gleichzeitig erschüttert und ruhig, denke, weiß aber nicht, was ich denke, erinnere mich nicht, woran ich gedacht habe, und es ist allein die Gewohnheit, die mich an der richtigen Haltestelle aussteigen lässt, Vevelstad, und von dort aus gehe ich in Richtung der Reihenhaussiedlung westlich des Bahnhofs, ich gehe an Dreirädern und an in Sandkästen vergessenem Spielzeug vorbei, an gegen Schuppenwände gelehnten Gartenwerkzeugen, ich habe bereits Hassgefühle gegen diese Gegend entwickelt, nicht weil etwas falsch daran wäre, objektiv betrachtet ist es eine nette Siedlung, einheitliche Reihenhäuser mit kleinen Gärten davor und dahinter, dazwischen Gehwege, ich bin auch kein Snob, ich bin in einem riesigen Wohnblock in Etterstad aufgewachsen, ich bin in vielerlei Hinsicht ein Ostrandmädchen, aber es ist, als wäre

ich verlassen hier draußen in Ski, einer Gemeinde, die sich für mich in den letzten Jahren immer mehr wie eine Abwärtsspirale ausnimmt, zumindest wie eine existentielle Abwärtsspirale, es hatte nur etwas Vorübergehendes sein sollen, bevor Martin und ich es uns hätten leisten können, in eine Villa zu ziehen, gern in Stadtnähe, Kolbotn vielleicht, Nordstrand, mit Kindern und allem, was dazugehört, danach vielleicht ein Townhouse im Zentrum, nicht mehr und nicht weniger. Dann kam die Scheidung. Keine Kinder. Zum Glück. Leider. Ich bin hiergeblieben, im Reihenhaushaus. Die ganze Zeit über mit dem Plan, in die Stadt zu ziehen. Ich bin trotzdem hiergeblieben. Wohne hier immer noch. Abgekoppelt. Auf dem Abstellgleis.

Ich gehe heimwärts im dunkelblauen Abendlicht. Der Politiker Arve Storefjeld, tot. Der Minister. *Eine Straßenwalze hat für alle Zeit eingeparkt.* Es will mir nicht in den Kopf, ich bekomme Atemprobleme, ich muss stehen bleiben, gehe langsam weiter.

Vor drei Wochen habe ich bei einem Verlag ein Manuskript eingereicht, ein Buch über Arve Storefjeld. Es ist bereits angenommen worden.

Wieder stehe ich still, oder richtiger, meine Beine bleiben von allein stehen, als könnte ich nicht glauben, dass es wahr ist. Dass mir ein solches ... *Glück* zuteilwerden kann. Das Wort ist einfach da, ich will es streichen, aber es ist da. Natürlich muss jetzt alles ein wenig umgeschrieben werden. Das Vorwort. Und das Buch braucht ein neues Schlusskapitel. *Das Vermächtnis des Arve Storefjeld.* Aber was für ein ... Glücksfall. Ich kann nichts dagegen tun, das Wort steigt einfach in mir hoch. Ich bin stehen geblieben und starre auf ein Trampolin. In jedem zweiten Garten steht ein Trampolin. Sie sehen aus wie ... Ich muss irgendwann mal was darüber schreiben. Diese ganzen

Trampoline als Symbol für etwas. Arve Storefeld. Guter Gott. Was für ein Timing. Wieder schäme ich mich meiner Gedanken, aber sie nicht zu denken ist unmöglich. Das heißt, ich bin sicher genauso schockiert wie alle anderen, genauso voller Mitgefühl, aber wenn ich ehrlich bin, spüre ich auch diesen berausenden Taktwechsel im Körper angesichts der Möglichkeiten, die sich plötzlich vor mir auftun. Und gleichzeitig die Ungeduld, die Neugier: Was jetzt? Was wird passieren? Mir fällt auf, dass ich den Kopf schüttle, als könnte ich es noch immer nicht glauben. Was für ein Zufall.

Eine Zündkerze.

Alles wird sich wenden. Der Herbst gehört mir.

*Es konnte nicht immer so weitergehen ... Eines Tages musste die Idylle Risse bekommen.* Letzteres streichen. Klischee. Ich muss neue Wörter finden.

Martin wird blau im Gesicht werden. Nein, falscher Gedanke. Das hier ist zu groß für solche Belanglosigkeiten, Erinnerungen an eine schmerzvolle Scheidung.

Es war ein Glück, dass ich früh nach Hause gefahren bin. Ich fühle mich verhältnismäßig nüchtern. Irgendwas sollte ich jetzt noch schreiben, was Langes. Mich hervortun. Für die Sonntagsausgabe ist es zu spät. Aber für Montag. Ein Überblick. Eine Analyse über die Bedeutung von Arve Storefeld. Storen, »der Große«. Bekannteste Persönlichkeit der Arbeiterpartei und genannt wie der dritthöchste Berg Norwegens. Größer, wichtiger für die Partei als der Ministerpräsident selbst.

Kein Journalist in diesem Land weiß mehr über Arve Storefeld als ich.

Ich bewege mich durch die Küche, verschließe die Augen vor den herumliegenden Kleidungsstücken, vor Tellern und

Tassen, die nicht in den Geschirrspüler geräumt wurden. Dem Staub. Den Flecken auf dem Fußboden. Scheiße, muss ich trotzdem denken, was für ein trostloses Dasein. Die Reihenhaussiedlung ist wie Hovedøya, ein abgeschiedenes Kloster, in dem ich wie eine gottlose Nonne lebe und den Routinen, der Eintönigkeit fröne. Zur vollen Stunde schalte ich das Radio neben der Mikrowelle ein. Nichts über die Morde, kein Wort, wahrscheinlich ist es noch zu früh, die Nachricht ist noch nicht bis zu den *Breaking News* durchgedrungen. Ich stelle mich ans Fenster im Obergeschoss, sehe zu den Fassaden auf der gegenüberliegenden Seite des Gehwegs, eine Häuserreihe, die sich bergauf schlängelt und endlos wirkt, länger als die Chinesische Mauer. Auf einem Rasen läuft eine Sprinkleranlage, jemand muss sie abzustellen vergessen haben. Im ersten Jahr meines Alleinwohnens habe ich mich mit dem Gedanken getröstet, dass ich Beobachterin sein könnte, habe viele schneidige, ziemlich amüsante und selbstironische Glossen verfasst über das Leben im Mittelschichtsmekka, in dieser Häuschenidylle, die sich von der Stadt Kardemomme nur dadurch unterschied, dass nicht das Räuberhaus, sondern ein Einkaufszentrum, im Übrigen eines der größten des Landes, direkt davor liegt. Auch über meine Expeditionen in die »Höhle des Löwen«, in das Geschäftslabyrinth des Skier Großeinkaufszentrums, über meine Kaufsucht, eine Unterbrechung der Einförmigkeit, hatte ich köstliche Kolumnen für die Zeitung geschrieben, später dann fürs Magazin – selbstverständlich gewürzt mit einer kritischen Betrachtung über den Weg vom Dasein als Bürger zum Dasein als Konsument –, doch je länger ich wohnen blieb, desto blasser und armseliger gestaltete sich die Satire, ich schrieb nichts über meine aufdämmernde Verzweiflung, und der Gedanke an diese Zeit ruft mir einen peinlichen Vorfall vom vergangenen

Samstagabend in Erinnerung: Es war heiß und ich schlief bei offenem Fenster, und ich wurde von Lärm geweckt, der Nachbar hatte Gäste geladen, sie saßen im Garten um den Grill herum, ein festliches Gelage, farbige Glühbirnen hingen zwischen den Bäumen, der Anblick machte mich niedergeschlagen, auch der Anblick meines eigenen Gartens machte mich niedergeschlagen, oder richtiger, der dürre Rasen, denn als wir hierhergezogen waren, hatte ich den Traum gehabt, den kleinen Garten zu einer Art Meditationsstätte umzugestalten, etwas Japanisches, mit einem kleinen, künstlichen Springbrunnen zwischen akribisch ausgewählten Steinen, Kirschbäume und ein Beet mit Sträuchern, die zu unterschiedlichen Zeiten blühten, aber daraus war nie etwas geworden, und obwohl das bloße Hinauslehnen aus dem Fenster und das Erinnertwerden an meinen eigenen Garten mich verdrießlich stimmten, gelang es mir dennoch, höflich zu fragen, ob sie ein wenig leiser sein, die schreckliche Hitparadenmusik herunterdrehen könnten, aber sie lachten nur, boten mir an, rüberzukommen und mitzufeiern, sie meinten das nicht böse, aber da war ich bereits auf dem Weg die Treppe hinunter, raus, dann rein durch das kleine Scheißtor im Zaun, und ohne groß nachzudenken, hatte ich den Grill umgestoßen – ein gezielter Tritt –, ihn mitsamt dem Fleisch und der Glut umgestoßen, jemand war sofort mit einem Gartenschlauch zur Stelle, um die Glut auszulöschen, ich selbst besaß nicht einmal einen Gartenschlauch, doch anstatt wütend zu werden, lachten sie einfach weiter, fragten, ob ich Kampfsport betriebe, ich hatte einen viel zu großen Pyjama an, sie machten mir Komplimente für den prächtigen Fußtritt, stellten einen Stuhl für mich hin, boten mir einen Drink an, ich sah, dass sich Schirmchen darin befanden, aber ich war so wütend und gleichzeitig so peinlich berührt, dass ich

zurückrannte, und hinterher dachte ich mir, dass ich das getan, dem Grill einen Tritt versetzt hatte, weil ich ausbrechen wollte, ich war keine Nonne, die freiwillig hier Zuflucht gesucht hatte, ich, früher eine Rebellin, war eine Gefangene zwischen einem gelbversengten Rasen, einem staudenlosen Beet und den ewigen nachbarlichen Grillereien und Rasenmähergeräuschen.

Alles Wichtige im Leben lag hinter mir.

Einige Stunden bevor ich zur Hochzeitsfeier aufgebrochen war, war ich in dem kleinen Zimmer, das ich Büro nannte, am Schreibtisch gesessen und hatte in meinem elektronischen Kalender geblättert. Leer. Nichts als nackte Felder. Ein Beweis meiner Antriebslosigkeit. Früher war der Kalender voller Erinnerungen gewesen, nicht nur an Lunchs, Abendessen, Treffen mit Freundinnen, nein, sondern da waren Arbeitstermine, Reisen, namhafte Aufträge, einführende Worte zu Debatten, Diskussionsleitungen, Vorträge, Frauenkonferenzen, Moderationen. Erfreuliche Dinge. Da traf mich die Erkenntnis – und legte sich schwer auf meinen Körper: Alles Wichtige lag hinter mir. Meine Mondlandung, sofern ich das Wort verwenden kann, hatte vor langer Zeit stattgefunden, ich war in die norwegische Pressewelt, in die Wohnzimmer der Leser hineingefegt wie ein Wirbelwind und sofort für meinen »jugendlichen Ton« gelobt worden, für eine nie zuvor gehörte Sprache, man hatte Vertrauen in mich gesetzt, ich hatte nach und nach immer mehr Enthüllungsreportagen verfasst, die Himmel und Erde in Bewegung setzten, zumindest norwegischen Himmel und norwegische Erde, später dann Porträts, die schöpferisch genannt wurden und bei den Tischgesellschaften Gesprächsstoff waren, aber dann, ehe ich überhaupt wusste, dass ich den Gipfel erreicht hatte, erkannte ich, dass der Gipfel bereits überschritten war.

Ein ereignisloses Leben.

In einem ereignislosen Land.

Ich hatte den Blick von den leeren Kalenderfeldern abgewandt und aus dem Fenster gesehen. In jedem zweiten Garten waren Sprinkleranlagen aufgedreht, warfen Pfauenschweife aus Tropfen in die Luft. Auf einem Spielplatz weiter weg veranstalteten zwei Kinder einen Wettbewerb, wer höher schaukeln konnte. Ich weiß nicht, ob es etwas mit den Wassertropfen in der Luft oder den Kindern auf den Schaukeln zu tun hatte, doch genau in dem Moment wurde mir klar, dass ich nie Chefredakteurin sein würde oder mir eine Leitungsfunktion würde sichern können. Und ich wollte nicht, wie ich es mir lange erträumt hatte, beim Norwegischen Rundfunk arbeiten. Das Problem war die Ideenlosigkeit. Ich dachte an die Redaktions-sitzungen, an die vernichtende Tatsache, dass die schlechten Ideen der Jüngeren immer noch besser waren als meine – aus dem einfachen Grund, weil ich keine Ideen hatte. Mir wurde schwindlig, obwohl ich bloß eine Mauer aus Reihenhaufassaden anstarrte, ich wusste, ich steckte in einer gewaltigen Negativspirale. Alles, was mir blieb, waren immer nur mehr Kreise, immer weiter abwärts. Bis zur Abfindung. Zum Tod. Alles, was ich schrieb, waren Wiederholungen, im besten Fall Variationen meiner besten Arbeiten – selten einmal war es vielleicht besser geschrieben, aber es war immer lascher gedacht. Nehmen wir beispielsweise meinen letzten Artikel fürs Magazin, über Harriet Fett, die Frau des berühmten Kunsthistorikers und Vorsitzenden der Denkmalschutzbehörde, diese merkwürdige Frau, die sich in den damals rein männlichen Kulturkreisen so wenig zurechtgefunden hatte. Interessant, vielleicht. Und mit schönen Illustrationen, einem schicken Layout. Aber absolut unbedeutend. Wieso stand ich hier in einem Reihnhaus, in einer Gegend ganz ohne jede Eigenart, wieso nicht in einer Villa

in Kolbotn, einem Townhouse in Homansbyen? Wieso war es so lange her, dass ich etwas Entscheidendes beigetragen hatte?

Alles Wichtige im Leben. Hinter mir.

Lange war ich so dort gestanden, halb hypnotisiert von den Sprinkleranlagen und den im Takt schaukelnden Kindern, und doch war es mir gleichzeitig gelungen, mich darauf zu besinnen, dass ich meinen Geist schärfen musste, bevor ich in einen katonischen Zustand verfele, bevor es gefährlich wurde; ich spielte mit dem Gedanken, meinen Hausarzt zu konsultieren, ihn zu fragen, ob er mir Antidepressiva oder wenigstens etwas Stimmungsauhellendes verschreiben könnte. Habe ich nicht, wenn ich darüber nachdenke, sogar ein bisschen geflennt? Hatte ich, Gott bewahre, vor Selbstmitleid nicht sogar einen Kloß im Hals?

Doch jetzt, nur wenige Stunden später, stehe ich an einem anderen Fenster im selben Haus und wiederhole vor mir selbst, als könnte ich es noch immer nicht ganz glauben: Arve Storefjeld ist tot. Und nicht nur tot – ermordet. Das war ... das ist Norwegens Olof-Palme-Schock. Ein rotes Kreuzchen auf der Zeitleiste der Nation, wie man es in Lehrbüchern eingezeichnet findet. Der Vorfall wird einen Aufruhr auslösen, der seinesgleichen sucht. *Wenn große Bäume fallen*. Die Kompetenz einer Ine Wang wird gefragt sein. Alles liegt fertig angerichtet für ein Comeback der seltenen Art. Eine neue Mondlandung. Nein, kein Comeback, Ine Wang ist nie weg gewesen.

*Bis dato gehörte der Begriff ins Fremdwörterbuch ... Terror ist etwas, das anderswo geschieht ...* Ich bin vor Schreck wie gefroren. Ich jubiliere.

Ich suche die Flasche Jack Daniel's heraus, die ich zum 39. Geburtstag von Rachel bekommen habe, »Noch 1 Jahr Rebblentum«, nehme einen Schluck, nicht zu groß, es geht mir

hauptsächlich um den Geschmack, um die Schieflage in den Eingeweiden, um das Wiederauffinden dieses Gefühls eines Außenseiterdaseins aus einer Zeit, als Bourbon Teil meines Alltags war, und es wirkt, ich öffne einen Schrank, den ich seit vielen Jahren nicht mehr geöffnet habe, und fische eine LP heraus, lege sie auf den Plattenspieler und führe den Tonabnehmer so weit nach innen, bis die Nadel über dem glatten Kreis vor dem dritten Lied auf der B-Seite schwebt, und so bleibe ich stehen und starre hinunter auf die schwarze Scheibe, die sich dreht und dreht, so dass ich in einen Mahlstrom aus Erinnerungen hineingezogen werde, bevor ich die Nadel zu »Brass in Pocket« hinabsinken lasse und die Lautstärke hochdrehe, und sowie das Gitarrenriff, der Bass gegen meine Rippen klopfen, fange ich an zu tanzen, als wäre dies das einzig Natürliche, ich tanze mit der Jack-Daniel's-Flasche in der Hand und singe das Lied mit, einen Text, den ich seit meinem zwölften Lebensjahr auswendig kenne, ein Text, der mich nie verlassen hat, der dank Chrissie Hynde und den Pretenders die Nationalhymne meiner Jugend war, denn ich hatte ebenfalls *brass in pocket*, ich war *special*, *so special*, und ich würde, verdammt noch mal, alles und jeden überwinden, ich würde meine Arme benutzen, meine Beine benutzen, *I'm gonna use my, my, my imagination*, ich würde einen Erfolg erleben, der seinesgleichen suchte, denn ich war besonders, verflucht noch eins, ich war einfach *so special*, ich war Ine Wang aus dem Etterstadslottet, ich würde mir ganz sicher nicht von irgendwelchen Scheißtypen den Weg versperren lassen, nicht jetzt, nicht später, ich singe mit, singe aus vollem Halse, wie man sagt, und obwohl mich der Whiskeygeschmack an viele verkaterter Morgen erinnert, nehme ich zur Sicherheit noch einen Schluck, wobei ich es mit Absicht unterlasse, zu den Fenstern, den Reflexionen hinzusehen, die mir offenbaren

würden, wie ich hier tanze, wie ich hier tanzend Rebellin spiele im weißen Sommerkleid in einem erkonzentriert eingerichteten Wohnzimmer in einem erkonzentrierten Reihenhaushaus in einer erkonzentrierten Siedlung, in einer Gegend, bevölkert von Menschen, denen zum Zeitvertreib nichts anderes in den Sinn kommt, als in so kurzer Zeit wie möglich so viel Fleisch wie möglich zu grillen und so viel Pappkarton-Wein wie möglich zu trinken, ehe sie ihre Rastlosigkeit in dem riesigen Skier Einkaufszentrum wieder betäuben; gerade heute Abend möchte ich nicht daran erinnert werden, dass ich, obwohl ich besonders bin oder jedenfalls geglaubt habe, dass ich es wäre, nicht weiter gekommen bin als bis hierher.

\*

Der Whiskey hat mich hungrig gemacht, ich habe auf Hovedøya fast nichts gegessen, und so suche ich mir heraus, was ich als Einziges esse, wenn ich zu Hause bin, Brot und Aufschnitt, gutes Brot wohlgebacken, zwei dünne Scheiben mit viel Belag dazwischen, dazu jetzt Butter und Pastrami und Senf und eine Sorte kleiner Gurken, die wie ein Feuerwerk zwischen den Zähnen knallen, und daraus mache ich mir ein Sandwich, meine Spezialität, das ich von einem kleinen Teller esse, während ich vergeblich im Fernsehen nach Nachrichten suche; ich gehe zum Rechner im Arbeitszimmer, sehe, dass die Nettavisen es als Topthema bringt, es wird berichtet, dass mindestens fünf Menschen in einer Hütte in der Nordmarka tot aufgefunden wurden und dass die Polizei von Mord ausgeht, aber ärgerlicherweise steht sonst wenig darüber, es herrscht offenbar Ungewissheit darüber, was vorgefallen ist. Keine Namen. Als wolle man Vorsicht walten lassen. Keine Panik auslösen. Aber ich

weiß, dass Jakobs Quellen vertrauenswürdig sind. Es sehe aus, als seien sie hingerichtet worden, hat Jakob gesagt. Ich gehe zurück zum Fernseher im Wohnzimmer, zappe weiter, schaue im Stehen irgendeine nichtssagende Sendung und esse währenddessen das restliche Sandwich. Ich zappe weiter. Lauter nichtssagende Sendungen. Ich schalte ab, sehe meine Gestalt auf dem glatten, schwarzen Bildschirm.

Arve Storefeld ist tot. Was für ein Unglück. Was für eine Chance. Was für ein abenteuerliches Glück.

Mein Leben hatte einen Tiefstand erreicht. Und dann das.

Du glaubst, du suchst dir dein Leben aus, aber wenn du dich umdrehst, siehst du nur eine lange Reihe von Zufällen.

Ich bin Zufällen gegenüber immer aufgeschlossen gewesen. Ich nenne sie Zündkerzen. Kleine Begebenheiten, die etwas zum Stillstand oder etwas anderes zum Laufen bringen können.

Ich hatte meinen ersten richtigen Freund mit siebzehn, und wir hatten sehr bald eine Phase so heftigen Knutschens erreicht, dass unsere Gesichter rot und geschwollen waren. Ich sehnte mich danach, noch weiter zu gehen, aber Christian zögerte. An einem Wochenende waren mein Vater und meine Mutter mit meiner kleinen Schwester in die Hütte nach Lyseren gefahren, und ich durfte allein bleiben in unserer Wohnung in dem majestätischen Gebäude, das nur unter dem Namen Etterstadslottet bekannt war. Am Samstagabend lagen Christian und ich so lange auf dem Sofa und knutschten, küssten und betatschten einander, dass ich kurz vor dem Zerplatzen war. Ich fand, dass wir alt genug waren, um die Grenzen noch weiter auszudehnen, und schlug vor, wir sollten miteinander ins Bett gehen, aber Christian wollte nicht,

und als er am Ende nach Hause musste, er wohnte in Årvoll, und ich ihn zu seinem Motorroller hinausbegleitete, da wollte der Roller nicht anspringen, es müsse die Zündkerze sein, sagte Christian. Dann kannst du jetzt also doch bis morgen bleiben?, sagte ich, und er gab nach, blieb über Nacht, und so hatte ich nun also meine Unschuld verloren, wegen einer Zündkerze, wie ich später dachte. Am nächsten Morgen kam einer von Christians Freunden aus Årvoll mit einer neuen Zündkerze, worauf Christian mir die alte schenkte, die ich aufhob und überallhin mitnahm. Auch nachdem wir Schluss gemacht hatten und ich mein Publizistikstudium anfang, kam es vor, dass ich sie beim Schreiben vor mich hinlegte, wenn ich etwas schreiben musste. Such nach der Zündkerze, sagte ich mir, und diese Devise half mir, in meinen Reportagen und Porträts überraschende Blickwinkel zu finden.

Und nun hatte ich also ein Buch über den Polterer und Häuptling der Arbeiterpartei Arve Storefeld geschrieben. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, fällt mir ein, dass ich bei der Abgabe des Buchs ein wenig unsicher gewesen bin, es war mein erstes Buch und ich hatte etwas Neues, Gewagtes ausprobieren wollen, hatte mich zwingen wollen, einer Karriere auf die Sprünge zu helfen, die am Stagnieren bin, es war zu spät, um ins Ausland zu gehen, mich in ein Kriegsgebiet zu stürzen, mit kugelsicherer Weste durch die Gegend zu fahren, eine neue Lise Lindbæk zu werden, aus deren Buch *Brennende Erde* Martin mir laut im Bett vorgelesen hatte, wenn ich durchgefickt neben ihm lag, damals, als ich noch auf der Hochschule war; auch der Verlag hatte seine Zweifel gehabt, allerdings vielleicht hauptsächlich wegen der Form, und das ärgerte mich, da mein größter Stolz gerade der Form galt, der von mir angewandten Methode, denn das Buch folgte Storen

nicht sklavisches Jahr für Jahr durch sein Leben, sondern es gab Sprünge hierhin und dorthin, und obwohl alles mit seinem Leben zu tun hatte, berührte es doch auch viele verschiedene andere Phänomene, ich hatte im Verlauf meiner Arbeit sogar einen Anflug von Inspiration verspürt – ein fast schon vergessenes Phänomen –, und jetzt, mit dem Tod Storens, »des Großen«, erkenne ich plötzlich, dass es ein gutes Buch ist, auch der Verlag wird das so sehen, es ist perfekt so, wie es ist, ein Buch, das zu lesen vielen, sehr vielen gerade jetzt ein Bedürfnis sein wird. Vielleicht wird es sogar Trost spenden können, denke ich. *Diesem Buch verleihen wir keine Note, sondern wir geben unsere wärmsten Empfehlungen ab: Lesen!*

Das Erste, worauf meine Augen Sonntagmorgen fallen, ist die grüne Tapete, deren Muster so surreal hässlich ist, dass es im Laufe der Jahre jeden Kater verschlimmert hat. Beim Einzug hatten wir beschlossen, die Tapete zu tauschen, aber das hatten wir nie, auch als ich wieder allein wohnte, hatte ich sie nie gewechselt, sondern mich mit dem Gedanken getröstet, dass es in Ordnung sei, die geschmacklose Tapete zu behalten, weil ich durch sie jeden Morgen beim Aufwachen daran erinnert würde, dass ich von hier fort musste.

Dann fällt mir der gestrige Tag ein und ich bin sofort wach, und nicht nur wach, sondern ich spüre einen neuen motorischen Willen im Körper, eine Ungeduld, die dazu führt, dass ich nur wenige Minuten später in der Küche stehe und Kaffee koche. Vor vierundzwanzig Stunden noch habe ich mich im Stillstand befunden. Jetzt bin ich in Bewegung, oder freiheraus gesagt, voll in Fahrt, ich habe ein Buch über Arve Storefjeld, die »Dampfwalze aus Bjølsen«, geschrieben, ein Buch, in das ich womöglich keine allzu großen Hoffnungen gesetzt hatte,

bis dann plötzlich Storen – ich kann den Gedanken nicht unterdrücken: wie auf Bestellung – unter den dramatischsten Umständen ums Leben kommt.

Die Morgenzeitung konnte den Vorfall noch auf die Titelseite bringen. Zusammen mit der Nachricht, dass Verkehrsminister Arve Storefeld unter den Ermordeten sei. Im Zeitungsinneren jedoch steht fast nichts. Ich schaue die Onlineausgaben durch. Auch die haben nicht mehr Stoff anzubieten. Man weiß noch immer wenig. Oder will nichts sagen. Ich finde kurze Resümees von Storens Karriere, finde die ersten Reaktionen, Parteispitzen der Ap, die ihrer Fassungslosigkeit Ausdruck verleihen. Was für ein Verlust das für die Partei sei. Nichts über Terrorismus, nichts über die Tötungsart. Ich kehre zurück in die Küche und zu der Titelseite. Ein düsteres Bild des Bergkamms nördlich des Blankvanns. »Was ist hier vorgefallen?«, lautet die Schlagzeile.

Plötzlich kommen mir Zweifel. Vielleicht verstehe ich die Düsternis in diesem Bild als Warnung. Soll ich mich wirklich in diesen Vorfall hineinstürzen, einen Kommentar schreiben? Könnte das dem Buch schaden? Oder würde es sich für die Aufmerksamkeit, den Verkauf, eher als vorteilhaft erweisen, wenn ich mich als schlagkräftige Kommentatorin zeige? Ich *bin* eine schlagkräftige Kommentatorin, jedenfalls war ich das früher.

Nicht unerwartet erhalte ich schon am Vormittag einen Anruf vom Verlag, nicht von meinem Lektor, sondern vom Verlagschef, er bittet um Verzeihung, er wisse, dass Sonntag sei, bla, bla, bla, der ganze Vorfall sei natürlich schrecklich, eine unbeschreibliche Tragödie, bla, bla, bla, aber er wolle nur sagen, *müsse* nur sagen, dass er das Manuskript gelesen habe, ja, selbstverständlich, sagt er, als er mein Stutzen vernimmt, wiewohl auch

dieses »Selbstverständlich« mich nicht davon überzeugt, dass er es tatsächlich gelesen hat, jedenfalls sagt er, der Verlag werde jetzt, aufgrund der äußerst traurigen Umstände, bla, bla, bla, aufgrund des dringenden Bedürfnisses, etwas über die Opfer zu erfahren, bla, bla, bla, alle Hebel in Bewegung setzen, damit das Buch so rasch wie möglich vorliege, was bedeute, in drei Wochen, maximal vier, wie er hinzufügt, wobei er seine Begeisterung durchaus nicht verhehlen kann, er lobt meine spitze Feder, ehe er anmerkt, und auch das hat er von meinem Lektor, dass ich natürlich gewisse Einzelheiten anpassen müsse, keine Sorge, alles Kleinigkeiten, außerdem müsse das Vorwort überarbeitet und ein neues Schlusskapitel geschrieben werden, worauf ich ihm antworte, ihm faktisch ins Worte fahre – denn ich bin Ine Wang, von neuem Selbstvertrauen erfüllt –, dass ich schon mit-tendrin sei, und ohne zu wissen, warum, wie ein Verkaufsargument, einen guten Klappentext, füge ich die Bemerkung hinzu, dass Arve Storefeld – egal wie man seine politische Bedeutung einschätze – für die Arbeiterpartei tot mehr wert sein werde als lebendig, woraufhin es still wird am anderen Ende, lange, und dann, ja, aber das sollten Sie vielleicht lieber nicht schreiben, sagt der Verlagschef, Sie wissen schon, das könnte bei manchen nicht so gut ankommen, wir müssen Rücksicht nehmen, Sie verstehen, was ich meine, und ich sage, ja, natürlich, das war nur so ein Gedanke, der mir gerade gekommen ist, und nach Beendigung des Gesprächs habe ich schon alles im Kopf, ganze Passagen, ich bin inspiriert, ich bin *entfacht*, ich bin imstande, fünfzig Seiten an einem Tag, in ein paar Stunden hinzusetzen, es kribbelt in meinen Fingerspitzen, und noch ehe der Vormittag um ist, habe ich bereits zehn Seiten mit Stichworten per Hand hingekritzelt, Sätze, ganze Fragmente, die direkt ins Manuskript übernommen werden können, Formulierungen, die plötzlich,

vollständig, mit einem Knall aus meinem Unterbewusstsein auftauchen. Ich liebe es, habe es immer geliebt, zu schreiben, Wort um Wort zusammenzuführen, Satz an Satz aneinanderzuketten, erkenntnisreiche Zusammenhänge herzustellen, den Stoff aus anderen Winkeln anzugreifen als alle anderen, und wenn ich es nicht schon vorher gewusst habe, so sehe ich spätestens jetzt klar, dass es sich bei meinem Buch über Arve Storefeld um ein ehrgeiziges und würdiges Projekt handelt, denn ich hatte über die Wirklichkeit, die norwegische Wirklichkeit schreiben wollen, und Storen *ist* die norwegische Wirklichkeit, das heißt, er *war* es. Jetzt lag die norwegische Wirklichkeit ohne Puls tief im Waldesinneren, »hingerichtet«, wie Jakob gesagt hat.

Als ich den Füller weglege, spüre ich die Erregung, sie holt mich ein wie die eigenen Wellen das Boot, wenn man die Fahrt verringert, ich sitze da und habe Herzklopfen und genieße den Zustand, genieße den Anblick der dicht beschriebenen Seiten, der Pfeile zu noch mehr Schrift am Seitenrand, genieße das Gefühl, aus einem Winterschlaf erwacht zu sein, mich im Vollbesitz meiner Kräfte zu befinden.

Aber wer waren die anderen Getöteten?

Ich habe das Essen vergessen, mache mir ein dickes Sandwich, ein klassisches Club Sandwich, mit dem Unterschied, dass ich nur zwei Toastscheiben verwende, nicht drei, fülle es mit Pute, Speck, Tomaten, Mayonnaise, Salat, ich esse gierig, während ich das Wasser für eine Tasse Tee aufsetze. Heute muss es grüner Tee sein, denke ich. Dies ist entschieden ein Tag für grünen Tee. Und für dicke Sandwiches mit Pute und Speck.

Den ganzen restlichen Sonntag sitze ich im Reihenhaushaus in Ski und schreibe an der Analyse, dem Überblick, den ich für die Montagausgabe geplant habe, das heißt, ich muss sehen, ob

mir eine Idee kommt, die gut genug ist. *Der Tag, an dem der norwegischen Naivität das Rückgrat gebrochen wurde ...* Ich blättere in meinen Notizen über Arve Storefjeld, suche nach etwas Verwertbarem, einem Aspekt, einem Gedanken, der nicht ins Buch Eingang gefunden hat, ich lese mir alle diese Seiten durch mit ihren Pointen, zugespitzten Formulierungen, Zitaten, kurzen Erzählungen, die ich bei Gesprächen aufgeschrieben habe, die ich mit anderen über Storen geführt habe, über seine Zeit in der Bjølsen-Volksschule, der Realschule in Sandaker, beim Militär – er hatte seinen Wehrdienst in der Finnmark geleistet, was auch seine Liebe zu Nord-Norwegen erklärte und somit seine Beliebtheit in diesem Landesteil: »Wir brauchen eine bessere Verbindung zwischen dem verwöhnten Süden und dem heldenmutigen Norden!« Während der Ölpreiskrise in den 70er Jahren, vor seiner Zeit als Parlamentsabgeordneter, hatte Storen über Nacht Berühmtheit erlangt, als er sich in einer Fernsehdebatte seinen riesigen Gürtel herunterriss, dass es in den Kulissen krachte – der Gürtel war mit einer so soliden Schnalle ausgestattet, dass man glauben mochte, sein Träger sei Vorsitzender der Metallergewerkschaft. »Für den normalen Arbeiter darf es jetzt nicht heißen, den Gürtel enger zu schnallen, sondern es ist verdammt noch mal an der Zeit, ihn ein bisschen lockerer zu machen!«, rief er. »Zum Henker, für die Schwankungen in dem dreckigen Spiel des Großkapitals werden wir nicht die Bürde tragen.« Als Kleidung bevorzugte er auch alte Lotsenjacken und abgetragene Schiffermützen, wie um die Wähler an seinen Großvater aus Østfold zu erinnern, einen Mann, der im Lotsenwesen tätig gewesen war, ehe er in seinen älteren Tagen Fischer wurde. *Ein politischer Lotse ist über Bord gegangen ...* Ich sitze am Schreibtisch und blättere in meinen Aufzeichnungen, lese über Storens Zeit als internationaler

Sekretär des Gewerkschaftsbunds, über Auslandsreisen, besonders nach Südafrika, bevor Nelson Mandela aus dem Gefängnis entlassen wurde. *Unser internationales Gewissen wurde zum Schweigen gebracht* ... Ich lese über seine Ehefrau, Mosse, ebenfalls im Gewerkschaftsbund tätig, später dann in der ehemals gewerkschaftlichen Forschungsstiftung FaFo, über ihr allzu frühes Ausscheiden, ich habe ein ganzes kleines Archiv angelegt über Storen und seine Familie, Recherchenotizen und Zeitungsausschnitte thematisch aufgeteilt, alle in ihrer eigenen Klarsichtfolie.

Das Buch ist durch einen Zufall entstanden. Eine Zündkerze.

Vor gut einem Jahr, im Sommer 2007, bekam ich den Auftrag, ein Zeitungsporträt über Arve Storefeld zu gestalten. Zu der Zeit hatte er gerade einige ungewohnt scharfe politische Aussagen vom Stapel gelassen, wie zum Zeichen, dass der Kommunalwahlkampf bereits voll im Gang sei. Wir hielten das Interview in Dovre ab, Storen selbst hatte darauf bestanden, dass das Treffen dort stattfinden solle, ich erinnere mich, dass ich mit dem Fotografen des Magazins frühmorgens aufgebrochen und voller Freude gewesen war auf dem ganzen Weg dorthin, denn ich mochte es, bekannte Persönlichkeiten zu porträtieren, die Herausforderung, etwas Neues zu schreiben über eine Person, von der alle glaubten, alles zu wissen, und wenn es etwas gibt, dessen ich mich rühmen darf, dann dass es mir gelang, die Menschen, auch die reservierten, dazu zu bringen, Unerwartetes über sich zu äußern, Erfahrungen in Worte zu fassen, die sie nie zuvor in Worte gefasst hatten, Erinnerungen auszugraben, die sie noch nie dem Licht der Öffentlichkeit preisgegeben hatten. Du könntest eine gute katholische Priesterin werden, hat Martin zu mir gesagt, als wir noch verheiratet waren, du bringst

die Leute zum Beichten; mehrmals hatte ich auch erlebt, dass mir die Interviewten hinterher ihren Dank aussprachen, weil sie jetzt zum ersten Mal einen Bogen in ihrem Leben erahnten, jene Erzählung, die allem zugrunde lag. Deshalb also sah ich der Begegnung mit Arve Storefjeld voller Vorfreude entgegen, als wir Dovre erreichten, rechts abbogen nach Grimsdalen und kurz darauf, mit etwas Mühe, die kleine Straße fanden, die zu Storens Hütte, oder eher, zu seinem eigenen kleinen Dörflein hinaufführte, denn es handelte sich um eine ganze Ansammlung von kleinen Häusern mit grasbewachsenen Dächern. Es war ein dramatischer Sommertag, blauer Himmel und dicke, leicht bedrohliche Wolken, hübsches Licht, und Storen höchstselbst stand auf dem Vorplatz und hieß uns in seinem Wahlkampfkostüm, wie er es nannte, willkommen, ein weißes Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln und der Selbstgedrehten in der Brusttasche – er war dafür bekannt, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Jacke abzuwerfen, wie um zu zeigen, dass er anzupacken bereit war, sogar im weißen Hemd; und ich musste zugeben, diese Hemden hatten etwas an sich, sie waren so weiß, dass man nach Worten suchte, die das Adjektiv weiß noch verstärkten, und wie um mir zuvorzukommen, erklärte er, dass er seine Hemden, damit sie sich mit Sonne füllten, zum Trocknen im Freien aufhänge – das sagte er, während er breitbeinig auf dem Hofplatz stand, die Daumen eingehakt in jenen Hosengürtel, der seit langen Jahren landesweit bekannt war.

*Der Sonnenkönig*, schrieb ich auf meinen Block, verwendete es aber nicht.

Auf dem Wiesenboden unterhalb parkte der wuchtige »Dovregubben«, ein schwarzer Chevrolet Blazer, den er seit seinem Austritt aus dem Veivesenet, der Straßenverwaltungsbehörde, im Jahr 1977 besaß und mit dem er, sogar noch als

Verkehrsminister, gelegentlich zu Politveranstaltungen fuhr. Er entschuldigte das damit, dass es darum gehe, Aufmerksamkeit zu erregen, und ein Auto mit dem prächtigen Geräusch eines V8-Motors und einem Satz Reifen, der dich bis in die entlegensten Kaffs des Landes bringen könne, würde eben wirklich auffallen. Gerade wenn es um den Wahlkampf geht, bin ich nicht ganz so umweltbewusst, sagte er. Das heißt, viele waren der Meinung, dies gelte auch sonst. Storen hätte nie zugegeben, dass er die Eisenbahn hasste, aber wenn er seinen Willen durchsetzte, gab es nur Straßen, Straßen, Straßen, um jeden Preis. Willst du in Vestlandet Stimmen gewinnen, tief im Arm eines Fjords, umgeben von hohen Felsen, kannst du dich nicht hinstellen und über utopische Hochgeschwindigkeitszüge reden, sagte er.

Nach einer kurzen Führung standen wir wieder auf dem Hof. Eine schönere Lage hat wohl nur die Hütte von Trygve Lie beim Ruglsjøen, nördlich von Rorøs, sagte Storen und schlug mit den Armen aus. Er war schon ein Anblick, wie er da stand mit den mähenartigen, zurückgestrichenen Haaren und Augen, die zu zwei Strichen wurden, zwei schiefen Strichen noch dazu, wenn er lächelte – die Karikaturisten hatten Storen immer geliebt. Hin und wieder spielte ich mit dem Gedanken, ob ich meinen Namen von Storefeld zu Raudberg ändern soll, sagte er scherzhaft, während er vor der Haupthütte mit dem besagten Berg im Hintergrund für den Fotografen posierte. Das wird super, dachte ich immer wieder. Arve Storefeld in Dovre. Diese monumentale Selbstsicherheit und Dovre befanden sich miteinander im Einklang. Ich war schon immer rot, ich bin verdammt noch mal rot geboren, lachte er mit einer Stimme, die durch jahrzehntelanges Rauchen heiser geworden war, sofern ihr denn nicht Agitation und unzählige Reden,

unaufhörliches Diskutieren und grobes Gelächter diese Rauheit verliehen hatten. Storen unterstrich stets die Wichtigkeit der Parteiorganisation, seine Vorträge waren gefragt, und er hatte wahrscheinlich bei jedem einzelnen Ortsverein der Partei im Lande gastiert, mit oder ohne seinen Chevrolet Blazer.

*Das Urgestein.* Das verwarf ich bereits, bevor ich es geschrieben hatte.

Wir setzten uns neben die Hüttenwand, und ich konnte schnell eine gute Verbindung zu ihm herstellen, wobei ich mir jedoch gleichzeitig sagte, dass ich nicht seinem Königscharme zum Opfer fallen, nicht unkritisch werden dürfe. Er fragte mich nach meinen Eltern, und als ich erzählte, dass meine Mutter bei der Post arbeite, dass mein Vater Funktionär bei den Osloer Verkehrsbetrieben und ich in dem berühmten Etterstadslottet aufgewachsen sei, war ich akzeptiert. Nicht übel für eine Journalistin, sagte er. Ich bin besonders, sagte ich. Ich bin *so special*, sang ich innerlich, und damit waren wir auch schon in die Gänge gekommen, er beantwortete bereitwillig und ausführlich alle meine Fragen, und im Preis inbegriffen war noch eine Heerschar deftiger Kraftausdrücke. An diesem Tag bereitete ihm gerade der Rückgang der Handwerksausbildung Sorgen. »Scheiße, gibt es was Stolzeres als ein Facharbeiterzeugnis, mit dem man herumwedeln kann!«, rief er über den Hof. Er hätte das Interview am liebsten bei einer Bergwanderung abgehalten, doch da wir noch am selben Tag zurückfahren wollten, war dafür nicht genügend Zeit, und so erzählte er stattdessen, wie er Gäste, insbesondere politische Gegner, für gewöhnlich zu einem Ort etwas weiter nördlich von Dovre mitnahm, wo sie die Autos parkten und von wo aus er sie den alten Kongeveien, einen Pilgerweg, hinaufpeitschte, sie durch schnelles Gehen bis zur Erschöpfung den Brattbakken hinauftrieb, das

ist scheißenanstrengend, müssen Sie wissen, sagte er und lachte, als ob es ihm Freude bereitete, andere zu quälen. Ich habe eine Menge vorlauter Opponenten zermüht, sagte er, indem ich sie auf diese Wanderung mitgenommen und währenddessen in symbolischen Wendungen über die Mühen alter Tage geredet habe. Aber wenn wir zur Allmannarøysa kommen und sich die Aussicht nach Norden zum Snøhetta-Massiv vor uns ausbreitet, ist alles verziehen. Dort hätten wir ein Bild machen sollen, zum Kuckuck, sagte er zum Fotografen gewandt, das ist mein Lieblingsplatz in Norwegen. Ganz oben am Brattbakken, vor dir die Snøhetta. Mann, die Burschen von Eidsvoll hatten recht, als sie bei der Verfassungsgründung über Dovre sprachen, sagte er. Nichts und niemand kann hier fallen.

Aber tief im Waldesinnern, da war etwas gefallen, es waren Menschen gefallen, denke ich, im Reihenhaushaus sitzend bei der Erinnerung an den Besuch auf der Alm unter dem Raudberget.

Durch das Interview war ich an einige wertvolle Informationen über Storens Familie gelangt, über seine Zeit beim Veivesenet, Dinge, die ihn geformt hatten, doch was dem Ganzen die Würze verlieh, war ein Detail, das sich offenbarte, als er nach dem Essen – er servierte *pytt-i-panne*, ein Restegericht, Wahlkampfnahrung – einen Whisky trinken wollte. Er bot uns ebenfalls einen an, doch weil wir vorhatten, uns auf der beschwerlichen Heimreise mit dem Fahren abzuwechseln, schlugen wir das Angebot aus. Er holte einen Glenmorangie – ein Geschenk, unterstrich er –, und da bemerkte ich, dass das Glas, das er geholt hatte, ein ausgewaschenes Aufstrichglas war, und an einem Zipfel des Etiketts, der noch daran hängen geblieben war, erkannte ich, dass sich Erdnussbutter darin befunden hatte. Als er meinen Blick bemerkte, erging er sich in einer ausschweifenden Erzählung über Mills, dieses

norwegische Markenprodukt, über Grünerløkka, darüber, dass er stolz sei auf diese Dinge, dass er Kaviar und italienischen Salat und Erdnussbutter immer von Mills kaufe, und ebenjenes Detail verwendete ich dann auch als Leitmotiv – ein gewiefter Politiker, der feinen Malzwhisky aus einem alten Erdnussbutterglas becherte wie ein Kind seine Milch –, das sagte viel über seinen Hintergrund aus und darüber, wer er jetzt war. Diese Szene gefiel mir. Um ehrlich zu sein, ich wäre gern mit ihm dort sitzen geblieben und hätte mit ihm gemeinsam getrunken.

Danach wurde ich von einem Verlag kontaktiert. Es habe noch niemand ein Buch über Arve Storefjeld geschrieben, was seltsam sei, da es sich bei ihm um eine Figur handle, zu der jeder und jede eine Meinung habe. Ich sagte sofort zu, auch weil sich mir dadurch die Gelegenheit bot, etwas Neues zu machen, aus dem Stillstand, der *Eintönigkeit* herauszufinden, und obwohl das Buch sicher seine Schönheitsfehler hatte, war ich doch zufrieden mit der Form und mit dem Wagnis, das ich eingegangen war, indem ich die Erzählung aus einer Reihe verhältnismäßig kurzer Stücke aufgebaut hatte, getrennt durch Leerzeilen und nicht selten mit großen inhaltlichen Sprüngen, denn ich hatte nicht nur über Storens Zeit im Verkehrskomitee oder als Minister geschrieben, sondern auch kurze Schilderungen von Lom und Røros eingefügt, wo seine Großmutter beziehungsweise sein Großvater mütterlicherseits herstammten, sowie auch von Kråkerøy, wo die Familie des Vaters ihre Wurzeln hatte, ich erzählte von der Nagelfabrik Christiania Spigerverk, in der sein Vater gearbeitet hatte, und von dem Lebensmittelgeschäft im Bezirk Sagene, in dem seine Mutter hinter der Theke gestanden hatte, von Bjølsen, dem Stadtteil, in dem Storen aufgewachsen war, und von Voldsløkka, wo er Diskus geworfen hatte, ich

schrieb kurze, fast essayistische Kapitel über das Oslo Veivesen, den Arbeitsplatz seiner ersten zehn Berufsjahre, ich schrieb über das gesamte Osloer Straßennetz, das er besser kannte als jeder Taxifahrer, und über Asphalt, dieses Material, zu dem er ein solch enges Verhältnis hatte – »Das Einzige, was ich mehr liebe als den Duft frischgebackener Waffeln, ist der Geruch von frischem Asphalt« –, ich streifte seine beiden Lieblingsschriftsteller, Tor Jonsson und Johan Falkberget und vieles mehr, fügte auch Absätze über Dovre ein, über Königsstraßen und Pilgerwege, es war ein Konglomerat von einem Buch über ein Konglomerat von einem Menschen.

*Ein kleines Stück Norwegen.* Auch das verwendete ich nicht. Natürlich nicht.

In dieser Phase hatte ich mich mehrmals mit ihm getroffen, und von diesen Treffen hatte ich in mein Buch einige Gespräche eingeflochten, in denen ich ihn über Gott und die Welt hatte reden lassen, nicht zuletzt über Politik, und dies alles hatte ich in meiner Darstellung dann auch bestehen lassen, seine ganze Kavallerie an Steckenpferden, mit zusammengesuchten Metaphern aus der Fischerei und dem Lotsenwesen und der Nagelfabrikation, wobei ich allerdings liebevolle Formulierungen wählte, auch deshalb, weil ich ihn tief in meinem Inneren beneidete, insbesondere um sein reges und lebhaftes Heim im Maridalsveien, in einer der alten, renovierten Arbeiterwohnungen direkt am Akerselva, das offensichtlich herzliche Verhältnis zwischen einem Vater und zwei erwachsenen Kindern, der Meinungs austausch, seine Späße, die Offenheit, die Gastfreundschaft, das dachte ich auch deshalb, weil ich selbst kinderlos war, allein lebte, mich danach sehnte, im Zentrum von Oslo zu wohnen, ein altes Haus im Maridalsveien zu besitzen, es mit Licht und Wärme zu füllen. Mit Kindern.

Und jetzt ist er tot. Ich bin erschrocken. Und der Schrecken ist echt. Ich fühle, dass ich ihn kenne. Ihn gekannt habe.

Etwas ist gefallen. Etwas Schweres. *Am Samstag konnte man im Dovre-Massiv eine Erschütterung wahrnehmen.* Konnte ich das schreiben? Zumindest auf der geistigen Ebene stimmte es.

Jetzt machte sich die Mühe eines Jahres bezahlt. Ich war allen anderen eine Nasenlänge voraus.

Ich sehe aus dem Fenster, direkt in eines der anderen Reihenhäuser. Ich habe die Stichpunkte für meinen Kommentar im Kopf, fange zu schreiben an, schreibe schnell, blind, will sehen, ob der Stoff hieb- und stichfest ist. Daheim schreibe ich immer noch auf einem iMac G3 in einer dieser Farben, die so großes Aufsehen erregten, als dieses kleine Wunderding auf den Markt kam: grelles Limettengrün, eine Farbe, bei der ich immer an die Früchtegelees meiner Kindheit denken muss. Ich weiß nicht, ob aus nostalgischen Gründen, aber das Schreiben auf diesem Rechner verschafft mir einen ganz eigenen Genuss, es mag etwas mit dem ausgefallenen Design zu tun haben, der Computer ist annähernd eiförmig und aus durchsichtigem Kunststoff, sofern es denn nicht an einer taktilen Empfindung liegt, dem Gefühl von etwas anspornend Weichem beim Niederdrücken der Tasten; ja, doch, das wird gut, das wird mehr als gut, ich rufe in der Redaktion an, erwische Foyn, den Leiter des Nachrichtenressorts, er ist wegen des Terroranschlags am Blankvann bei der Arbeit, hier seien alle Mann an Deck, sagt er, animierter, als ich mich erinnern kann, ihn je gehört zu haben, ich sehe einen älteren General vor mir, der endlich wieder draußen im Feld ist. Ich bin als Journalistin für das Magazin tätig, schreibe aber zwischendurch auch für die Zeitung und erkläre ihm, dass ich bald einen Beitrag fertig

hätte, eine Mischung aus Feuilleton-Artikel und politischem Kommentar, ich lege ihm den Stoff dar, die Perspektive, ich wolle es gern morgen, Montag, schon drin haben, sage ich und bekomme von Foyn grünes Licht, limettengrünes Licht. Toll, Ine, sagt er, ich wollte dich gerade anrufen, ich weiß ja, dass dein Buch über Arve Storefjeld schon in den Startlöchern steht. Foyn und ich haben ein gutes Verhältnis zueinander, ab und zu sitzen wir im Trainingsraum nebeneinander auf den Ergometern und plaudern. Ich frage ihn nach dem Stand der Dinge. Er berichtet, die anderen Ermordeten seien jetzt ebenfalls identifiziert, jedoch habe die Polizei die Namen noch nicht bekanntgeben wollen.

Wer sind die anderen?, frage ich mit einem Kribbeln in den Fingerspitzen, von dem ich nicht weiß, ob es von der Nervosität oder vom Tippen herrührt. Die Tochter, sagt Foyn. Du meinst Gry, Gry Storefjeld?, sage ich, muss schlucken. Die, von der alle glauben – ich korrigiere mich – geglaubt haben, sie wird Ministerpräsidentin? Ja, die, sagt Foyn. Pause. *Der Tag, an dem Norwegen seine Unschuld verlor*. Wer noch?, frage ich. Storens Lebensgefährtin, sagt Foyn. Sofie Nagel, sage ich, konstatiere ich. Und Jules Lefebvre, der Freund von Gry Storefjeld, sagt er. Der Franzose, murmle ich vor mich hin. Pause. Ich höre, dass Foyn Probleme hat, und wenn Foyn Probleme hat, dann herrscht wirklich Ausnahmezustand. Und ein kleines Mädchen, Lefebvres Tochter, sagt er. Das ist zu schrecklich, sagt er. Neun Jahre, sagt er. Ermordet. Das ist einfach zu schrecklich.

Wir beenden das Gespräch. Mehrere Minuten vergehen, bis ich imstande bin, das Gehörte zu verarbeiten. Die Dimensionen dieser Untat. Ich lege die Hand auf mein Herz, als wollte ich meinen Puls senken. Auf's Neue melden sich Zweifel: Sollte

ich von diesem unangenehmen Material besser die Finger lassen? Lieber beim Gewohnten bleiben, sozusagen im Reihenausdasein, in meinem geschützten Kloster? Angenommen, es würde alles durcheinanderbringen, die Dinge nur noch schlimmer machen? Ich habe den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, schon spüre ich ein Jucken in den Fingern. *Der Terror hat dem Land einen unersetzbaren Verlust zugefügt ... Es sterben immer die Besten ...*

Ich muss an die Luft, werfe mir eine Fleecejacke über und gehe hinaus ins Freie, nehme den Fußweg zu einem Teich in der Nähe. Um ehrlich zu sein, habe ich lange überlegt, ob ich den Journalistenberuf an den Nagel hängen sollte. Schon als ich in meiner ersten Glanzzeit über David Bowie, über seine unterschiedlichen Phasen und Rollen, die plötzlichen Wandlungen seines Musik- und Kleidungsstils geschrieben hatte, war mir der Gedanke gekommen, dass man im Laufe eines Lebens womöglich mehrere Inkarnationen durchlaufen könne; bereits damals sah ich vor mir, dass meine Karriere als Musikjournalistin kurz sein, dass ich in einem fort das Ressort wechseln würde, von der Kultur zu den Nachrichten, von den Nachrichten zum Enthüllungsjournalismus, von dort weiter zum Feature und ... Vielleicht sollte ich eine Fortbildung machen, denke ich mir jetzt, auf dem Weg zum Teich, *Der friedliche Blankvann-See ist zu einem Gewässer der Toten geworden*, vielleicht sollte ich Lehrerin werden, denke ich, ein Café eröffnen, was auch immer. Auch an der Entwicklung meiner Branche beunruhigt mich etwas, dass nämlich die Zeitungen, insbesondere die Boulevardblätter, immer öfter für eine Skandalgesellschaft schreiben, ich habe die Schnauze voll von der pausenlosen Jagd nach Aufregern, als ob der Zweck der Presse nur darin bestünde, die Erregungsfähigkeit der Menschen zu

nähren, zumal diese Erregung keinerlei Sinn und Ziel hat, man soll lediglich Gehirne für einige Sekunden zum Aufflammen bringen – was einen im Großen und Ganzen um nichts besser machte als einen Drogendealer, einen x-beliebigen Dr. Feelgood. Und Gleiches gilt auch für das andere Extrem, die Freudenbotschaften, eine absurder als die andere, ganz zu schweigen von den verzweifelte Versuchen der Zeitungen, die Konsumenten mit Klatsch zu füttern – im Grunde handelt es sich um nichts anderes, als Stoff abzuliefern zum Zeitvertreib, zur Ablenkung –, und jetzt kamen obendrein noch die sozialen Medien hinzu, wie die Leute sie nannten, so dass ich mich oft gefragt habe, ob wir Journalisten bald veraltet sein oder zumindest an Macht verlieren werden, die vierte Staatsmacht umfasst bald jeden Einzelnen, alle Kommentarschreiber und Blogger, oder das Allerneueste: Twitter und Facebook – Martin zeigte sich von alldem begeistert. Was mich angeht, ich habe mich zu kämpfen entschieden, zu kämpfen für das, was ich für seriösen Journalismus halte, für einen Journalismus, der Qualität garantiert, einen professionellen Blick, ein Gespür für Zündkerzen, und genau deshalb suche ich nach der außergewöhnlichen Reportageidee, dem unerwarteten Porträt und, so wie jetzt: nach Anhaltspunkten für einen Artikel, der den Terror am Blankvann von einem überraschenden, außergewöhnlichen Blickpunkt aus beleuchten kann.

Darüber denke ich nach, als ich mich beim Teich auf einer Bank niederlasse. Wenn ich nicht wüsste, dass es zu feierlich klingt, würde ich sagen, dass ich einen Ruf vernommen hätte. Zum ersten Mal hatte ich das gespürt, als ich bei einer Zeitung in der Akersgata eine Festanstellung bekommen und die Redaktionsräume betreten hatte. Ich hatte es geschafft. Da stand ich und hatte Zugang zu den Spalten einer landesweit

erscheinenden Zeitung. Es war, als befände ich mich auf heiligem Boden. Ich würde das Volk aufklären. Ihm Stoff liefern, der *brennt*.

Ich starre auf den Teich hinaus. Meine Gedanken kehren zurück zu dem See in der Nordmarka und den grauererregenden Morden. Sollte ich jetzt denn nicht genauso denken? Dass die Zeitung, die Öffentlichkeit, *die Nation* Bedarf hat an einer Stimme, die verständig über dieses erschütternde Ereignis spricht? Die Trauer lindert? Zur Solidarität mahnt? Ich trage Verantwortung, sage ich mir, während ich kleine Steine ins Wasser werfe, den sich ausbreitenden Kreisen zusehe. Nur wenige verfügen über so viel Material wie ich – dank der Arbeit an meinem Buch weiß ich auch so einiges über die Lebensgefährtin von Arve Storefeld und über seine Tochter, Gry, »Morgengrauen«. Rasch gehe ich nach Hause in mein Reihenhaus und hinauf in mein kleines Arbeitszimmer und setze mich an den limettengrünen Mac. Die Aufgabe ist von edelster Art. Ich muss schreiben, und ich schreibe, dass es förmlich in meinem Körper knistert, das aufwendige Eröffnungsfeuerwerk der Sommerolympiade in Beijing, das ich, allein auf dem Sofa, Anfang des Monats im Fernsehen gesehen habe, wurde in meinen Kopf hineinverlegt. Ich weiß nicht, woher das kommt, aber ich verspüre auch einen Anflug von Radikalität, ja, eine Aggressivität, einen Wunsch, ein kritisches Korrektiv zu sein, etwas, das ich vor langer Zeit verloren habe, es ist, als hätte ich den Puls wiedergefunden aus meiner ersten Zeit in der Akersgata. Ja, verdammt, denke ich, *I feel inventive*, singe ich leise, *there's nobody else here, no one like me*.

Außer ein paar Sandwiches nehme ich nichts zu mir, der Kühlschrank ist voller Zutaten, ein ganzes kleines Notproviantlager, genug, um eine ganze Kompanie mit Sandwiches

zu versorgen, und alles wegen meiner beständigen Raubzüge, meiner Zerstreuungsexpeditionen ins Skier Einkaufszentrum, wo ich mit einem riesigen Einkaufswagen an den Theken und Regalen entlanggleite – wie in einer Gondel entlang der Paläste am Canal Grande, wie ich es einmal in einer humoristischen Glosse geschrieben habe – und Hamsterkäufe tätige, alles besorge, was ich so brauche, Schinken und Pasteten verschiedenster Art, eingelegte Garnelen und Käse. Emmentaler! Senf und Mixed Pickles. Woher diese Sandwich-Angewohnheit kommt, weiß ich nicht, ich weiß nur, dass sie sich früh herausgebildet hat, Martin hat sich immer darüber geärgert, wollte stets ausgefallene Speisen zubereiten, gern mit mehreren Gängen, wollte in Kochbüchern blättern; vielleicht liegt darin ein Protest gegen die Rolle der Frau, dieses ewige Fokussieren aufs Kochen, Kochen, Kochen, ein Protest gegen all diese neuen Kochmagazine und -blogs, diese nie enden wollende Ernährungshysterie, ich wollte es einfach halten, gut sollte es sein, das ja, aber einfach, ich wollte meine Zeit auf andere Dinge verwenden, ich wollte schreiben, wie ich auch jetzt einsichtsvoll über Storen schreiben will, über den diabolischen Vorfall am Blankvann, aus dem ich schon jetzt ein kollektives Trauma entstehen sehe. *Der Terror hat Norwegen erreicht, mein kleines Land.*

Ein gutes Stück vor Ablauf der Deadline bin ich mit meinem Artikel fertig und schicke ihn ab. Zwischendurch habe ich die Nachrichten im Netz und im Fernsehen verfolgt. Immer noch herrscht hoffnungslose Unklarheit, einzig Arve Storefjeld wird namentlich genannt, und die Polizei will nicht mehr als das Allernotwendigste verlauten lassen. Trotzdem sieht es aus, als würde der Fall immer weiter anwachsen. In der *Dagsrevyen* gibt der Ministerpräsident einen kurzen Kommentar ab, es sei ein

Tag der Trauer, sagt er. Er sieht unsagbar betrübt aus. Der Ernst, mit dem er spricht, ist schon beinahe erschreckend. Hinter ihm ist eine norwegische Fahne aufgestellt, wie zum Zeichen, dass dieser Angriff nicht allein Menschen zum Ziel hatte.

\*

Montagsmorgen nehme ich den Umweg zum Bahnhof Ope-  
pegård, um dort in dem Einkaufszentrum Zeitungen zu  
kaufen, und auf der Zugfahrt in die Stadt, während der ich bis-  
weilen aus dem Fenster hinaussehen muss, weil es scheint, als  
habe sich der Charakter der Landschaft verändert, bekomme  
ich die Bestätigung, dass mein Artikel sich abhebt von allem  
anderen, was über den Blankvann-Fall in Druck gegangen ist.  
Mein Kommentar ist politischer, eröffnet eine größere Perspek-  
tive, trägt eine deutlichere Handschrift: Es geht nicht allein um  
Arve Storefeld, sondern darum, was uns nunmehr verloren ge-  
gangen ist, welche Voraussetzungen auf den Kopf gestellt wur-  
den und dass wir schlichtweg von einem »Davor« und einem  
»Danach« in der norwegischen Geschichte sprechen können.  
Es ist lange her, seit etwas von mir Geschriebenes Widerhall  
gefunden hat, aber jetzt, während ich noch im Zug sitze, gehen  
ungewohnt viele Nachrichten auf meinem Handy ein. Wow,  
du bestimmst die Tagesordnung, denke ich.

Auf dem Spazierweg vom Jernbanetorget ist es, als wären  
meine Schritte leichter, dasselbe Gefühl wie in meiner Kind-  
heit, wenn ich im Frühling die Winterstiefel gegen Laufschuhe  
tauschte, ich spüre eine Überspanntheit, und ich bilde mir  
ein, dass es vielen anderen ebenso gehen muss, denn irgend-  
was ist da an der Art, wie die Menschen gehen, der Art, wie  
sie umherblicken, eine neue Wachsamkeit, und beim Betreten

des Empfangs in der Akersgata ist es, als befände man sich in einem Druckkochtopf, nie habe ich eine solche Geschäftigkeit erlebt wie nach diesem Vorfall, alles *beschleunigt*, als ob ich plötzlich in einem Land lebte, in dem sich etwas von ausschlaggebender Bedeutung ereignet; ich setze mich an meinen Platz, und in den nächsten Stunden vor dem Bildschirm, am Telefon, ist mir, als besäße ich übernatürliche Kräfte, einen Supergehörsinn, einen Superblick, und während ich inmitten dieser ganzen Aufregung den Entschluss fasse umzuziehen, endlich umzuziehen, sobald erst diese Sache aus der Welt ist, wünsche ich mir doch gleichzeitig, dass sie noch lange fort dauern, dass der Zustand, in dem ich mich befinde, die Energie, noch lange anhalten möge. Aber dieses Ereignis ist ein Zeichen, ich muss weg, raus aus dem Morast, weg von dem Glauben, dass alles hinter mir liegt. Irgendwann im Lauf dieses Tages sehe ich eine Zeitungsseite in meiner Erinnerung aufblitzen – es muss viele Jahre her sein, dass ich sie gesehen habe –, ein Bild von Gry Storefeld, doch auf diesem Bild ist sie nicht allein, sondern sie hat ihre Arme um einen jungen Mann gelegt, Nicolai Berge. »Neues Dreamteam der AUF«, lautete die Schlagzeile.

Dann vergesse ich es wieder.

Für gewöhnlich findet die Teambesprechung für das Magazin Mitte der Woche statt, doch diesmal haben wir sie vorverlegt, das Zeitungshaus ist in eine Art Alarmbereitschaft versetzt. Gerade haben wir erfahren, dass von der Polizei nun auch die anderen Namen öffentlich bekanntgegeben wurden. Die gesamte Redaktion hat sich im Besprechungszimmer versammelt und wirft mit Ideen um sich. Blankvann, unser Pearl Harbor, ruft jemand, wird jedoch von Martin zum Schweigen angehalten.

So was dann doch nicht, sagt er, bleibt am Boden, Leute. Es ist fast schon bewundernswert, wie ruhig und beherrscht Martin die angeregte Sitzung leitet – für einige Sekunden gelingt es mir sogar, in ihm etwas anderes zu sehen als meinen Exmann. Nach unserer Trennung hatte ich die Zeitung gewechselt, ich dachte, das wäre für uns beide das Beste. Doch dann, einige Jahre später, war er mir plötzlich nachgefolgt, leider mit einem wasserdichten Alibi: Er hatte bei dem Magazin, für das ich schrieb, den Job als Herausgeber bekommen. Ich habe es geschluckt und bin geblieben. Habe mich geweigert, ein weiteres Mal das Feld zu räumen.

Die Produktionszeit eines Magazins ist verhältnismäßig lang, und es ist nicht leicht, auf dem Absatz kehrtzumachen. Nichtsdestotrotz beschließen wir, für die in anderthalb Wochen erscheinende Nummer ein neues Leitthema zu erarbeiten, eine Reportage, die die Reaktionen spiegelt, die Stimmung auf der Straße sozusagen, der Titelvorschlag kommt von mir, »Stille Mobilmachung«; Fotografen und Journalisten werden in Schwung gebracht, ich soll mit Ulrik und Cappelen, dem Fotografen, den wir alle nur Capa nennen, zusammenarbeiten, uns bleiben nur wenige Tage bis zur Deadline, aber es muss gehen.

Ich kehre an meinen Platz zurück. Eine offene Bürolandschaft hat ihre Vorteile, aber ich habe mich schon früh mit Ohrenschützern und -stöpseln ausgestattet, nicht nur zur besseren Konzentration, sondern um anzuzeigen, dass ich nicht gestört werden will. *Noli me tangere*.

Ich schalte das Internet ein und breite die Zeitungen um mich herum aus. Zwei Fragen sind es, die sich die ganze Zeit über aufdrängen: Warum? Wer steckt dahinter? Alles ist verwirrend fragmentiert, und wiederholt wird auch ein beunruhigendes

Gerücht laut: Die Opfer sollen enthauptet worden sein. Vor meinem geistigen Auge sehe ich plötzlich Arve Storefeld dort liegen. *Ein weißes Hemd rot von Blut*. Aus irgendeinem Grund lenkt der Anblick mich weiter zu einer berühmten Fotografie von ihm – ich hatte sie sogar im Buch verwendet – aus jenem Jahr, als er zum ersten Mal ins Parlament gewählt worden war. Das Bild war auf der Alm unter dem Raudberget geschossen worden, wo Storen an einem kalten Wintertag im Freien vor der Sauna stand, mit nichts anderem bekleidet als engen, schwarzen Boxershorts der Marke Dovre. Das war mal ein Anblick – Storen, wie er barfuß und mit nackter Brust vor den schneeglitzernden Bergen stand und ihm der gefrierende Atem aus dem Mund strömte, ein Bild, das die Menschen weniger an diese ältere Fotografie des Ministerpräsidenten Per Borten in Schlüpfen und Hut denken ließ als vielmehr an das des Eisschnellläufers Eric Heiden nur in Unterhose auf dem See Savalen, und die Bildunterschrift verkündete, dass Storen gern Werbung für Dovre mache, in der doppelten Bedeutung des Wortes – im Übrigen gab er an jenem Tag, als die Firma Dovre ihre Unterwäscheproduktion ins Ausland, nach Litauen, verlegte, lautstark seine Unzufriedenheit zum Ausdruck. Vermutlich hatte die Ap diesem ikonischen Bild ebenso viele weibliche Wählerstimmen zu verdanken, wie der Chevrolet ihnen in den dünn besiedelten Landstrichen männliche Stimmen gesichert hatte.

Beim Überfliegen aller Reportagen, aller Bilder, aller Bildtafeln – nicht zuletzt nach den Updates aufgrund der Bekanntgabe sämtlicher Namen – erschließt sich mir nach und nach ein ziemlich klares Bild des Tathergangs. Einer aktuellen Aussage des Sohnes, Ståle Storefeld, zufolge, war es sein Vater gewesen, der die Initiative zu der unheilschwangeren

Nordmarka-Tour ergriffen hatte, sie sollten die Hütte öfter nutzen, soll er gesagt haben, Sofie Nagel, seine Lebensgefährtin, sei bis dahin lediglich ein einziges Mal dort gewesen. Støren hatte Gry angerufen und sie gebeten mitzukommen, wir dürfen die Wege nicht verwildern lassen, soll er gesagt haben. Freitagnachmittag hatten Arve und Sofie sich in den Chevrolet Blazer gesetzt und waren von Sørkedalen aus in die Marka gefahren, hatten bei Myrås geparkt und waren das letzte, kurze Stück bis zu der Hütte, genannt Valen, zu Fuß hinaufgegangen. Valen, was für ein Name für eine Hütte: seichte Bucht, aber auch Walstatt, Schlachtfeld. Gry war später am selben Tag hingefahren, zusammen mit ihrem Freund, dem französischen Filmregisseur Jules Lefebvre. Auch die Tochter des Letztgenannten, die neunjährige Sylvie, war mitgekommen, weil ihre Mutter sie doch nicht, wie vereinbart, an diesem Wochenende nehmen konnte, sie hatte etwas Dringendes zu erledigen – dies ein Detail übrigens, dass den Leuten durchaus nicht entging, und in den Internetkommentaren herrscht große Verachtung gegenüber dieser Mutter, die, wenn sie sich nur ein bisschen weniger egozentrisch verhalten hätte, ihre Tochter hätte retten können. Lefebvre und die kleine Sylvie hatten im Anbau übernachtet, was den Eindruck erwecken mag, als hätte man auf das Kind Rücksicht nehmen, es mit dem Vater allein schlafen lassen wollen. Die drei anderen lagen im Haupthaus, Arve Storefjeld und Sofie Nagel in dem einen Schlafzimmer, Gry im anderen.

*Enthauptet?* Auch das kleine Mädchen?

Es war Tobben Lerche, ein Parteifreund – und, wie aus dem unangebrachten Nebensatz einer der vielen Berichte hervorging, Vorsitzender der Freunde des Flachmanns –, der sie am Samstag um vier herum auffand, nachdem er »auf eine

Eingebung hin« die U-Bahn zum Frognerstegen genommen hatte und zum Blankvann gegangen war, um zu sehen, ob jemand in Valen sei, und auf »einen Schluck Kaffee und ein paar Waffeln vorbeizuschauen«. Die Polizei wurde sofort benachrichtigt, und daraufhin brach die Hölle los, zuerst durch das Eintreffen einer Polizeistreife, die der Zentrale Meldung erstattete, dann durch die Kriminaltechniker und Strategen, gefolgt von dem Wolfsrudel der Medien, nur einige wenige am Samstag, Sonntag dann die ganze Meute; es herrschte reger Verkehr auf den Waldstraßen, auch auf der von Hammeren herauf, sowie ein Mangel an Respekt für Vorschriften, wie ihn die Menschen auf dem Blankvannsbraten nie zuvor erlebt hatten.

»Der Angriff der Barbarei gegen unsere Zivilisation«, lautete eine Schlagzeile. Es war, als betrachtete man Storefjelds Hütte am Blankvann als römischen Außenposten vor der Grenze zu den dunklen Wäldern im Norden.

Noch nicht einmal alle Osloer wussten, wo der Blankvann-See lag, aber jetzt weiß es das ganze Land. In den ersten Tagen wurde die Nachricht von einer mit Pfeilen versehenen Karte begleitet, und besonders ältere Norweger, all jene, die sich noch erinnern konnten, dass das 50-Kilometer-Rennen auf dem Holmenkollen am Blankvann vorbeigeführt hatte, stimmte es wehmütig, von diesem Ort im Zusammenhang mit brutalen Morden zu hören. Für viele musste es sich beinahe wie ein Mord in der Kirche ausnehmen.

Die Zeitungen sind voll mit Fotografien. Besonders auffällig scheinen mir jene vom Südende des Blankvanns. Wie *böse* der steile Bergrücken am Nordende wirkt, als habe der Teufel selbst seinen Abdruck dort hinterlassen. Die Bilder sind geprägt von einer unheimlichen, blaugrauen Atmosphäre. Capa ist vor Ort gewesen, und beim Verlassen der Sitzung erzählte er, das ganze

Plateau sei in einen unangenehmen Dunst eingehüllt gewesen, so dass es beinahe verbrannt gerochen habe. Dasselbe haben auch andere gesagt.

Bevor wir in die Stadt gehen, um für das Magazin an dem Artikel zu arbeiten, treffe ich Ulrik in einem der Ruheräume. Ulrik geht gern in die Ruheräume, er hat drei Jungs im Alter von neun, sechs und drei Jahren. Ich verstehe mich gut mit ihm. Er ist aus Horten, hat seine Karriere bei der Zeitung *Gjengangeren* begonnen. Wir teilen auch ein gemeinsames Interesse: Reggae. Ulrik behauptet, seine Leidenschaft für Reggae sei auf Haile Selassies Staatsbesuch in Norwegen 1954 zurückzuführen. Als der abessinische Kaiser, Ras Tafari Makonnen, auf dem Flottenstützpunkt in Horten gastierte, hatte Ulriks Großmutter ihn nämlich begrüßen dürfen, woraus dann natürlich eine Familienlegende entstanden war. »Ich und ich« waren schon von Geburt an bereit für Zion, scherzt Ulrik. Als ob das nicht schon genug wäre, hatte Robert Nesta Marley auf dem Horten-Festival gespielt, als Ulrik zehn Jahre alt war. Übrigens vertritt Ulrik die Meinung, The Clash, eine meiner Lieblingsbands, habe von Reggae absolut nichts kapiert. Darüber streiten wir oft.

Auf einem Whiteboard stehen Sätze und Namen, die zu einem anderen Artikel gehören, und am Rand hängen gelbe Post-its mit rätselhaften Stichwörtern. Was Neues über die Ermittlungen?, frage ich. Beunruhigend wenig, sagt Ulrik. Nichts über Samurai-Schwerter oder sonst irgendwas, worüber spekuliert wird?, sage ich. Nix und wieder nix, sagt Ulrik. Die Polizei hat die Allgemeinheit um Hinweise gebeten, sie wollen gern Kontakt mit Leuten aufnehmen, die an dem besagten Samstag oder am Tag davor in der Blankvann-Gegend wandern gewesen sind.

Wir arbeiten an unserem Artikel fürs Magazin. Ich schlage Orte vor, die wir aufsuchen könnten. Ulrik antwortet mit Ja oder Nein, er ist ein guter Sparringpartner. Sollen wir eine Runde durch Grønland und Tøyen drehen?, frage ich. Die Frage bleibt in der Luft hängen. Wir wissen nichts über die Nationalität der Täter, ob es sich um Einheimische oder Ausländer handelt, sagt Ulrik dann. Ich schaue ihn an. Du meinst: Ob es Muslime waren? Ulrik nickt, wir wissen beide um die Brisanz dieses Themas. Hat Storefeld nicht vor Kurzem erst eine scharfe Kritik gegen Muslime vom Stapel gelassen?, sage ich. Spinnst du, doch nicht gegen Muslime, sagt Ulrik. Gegen den *Islamismus* – Ulrik betrachtet etwas, das er auf seinem Block notiert hat –, »diese unerhörte Vermischung von Religion und politischer Ideologie, ein teuflisches Gebräu«. Einige der empfindlichsten, extremsten muslimischen Gruppierungen könnten das als Provokation aufgefasst haben. Außerdem hat er sich mehrmals, auch neulich erst wieder, provokant über den Iran geäußert. Scheiße, sage ich. Scheiße, sagt Ulrik.

Im Aufzug treffen wir Foyn, den Leiter des Nachrichtenresorts, der in die Kantine runterfährt. Er trägt ein T-Shirt, auf dem *Lifeguard Bondi Beach* zu lesen ist. Es sei jetzt etwas mehr von den Ermittlungen durchgesickert, verrät er uns. Die Terroristen haben Messer benutzt. Die fünf Opfer wurden nicht ermordet, sondern regelrecht abgeschlachtet – der Hinweisgeber hat das richtige Wort gewählt. Alle haben in ihren Betten gelegen, vermutlich sind sie im Schlaf ermordet worden. In der Nacht oder frühmorgens, am Samstag. Im Netz steht schon was darüber, sagt Foyn. Ulrik sieht mich an, als sei er trotz allem enttäuscht, dass keine Schwerter benutzt wurden.

Wir sind nun unten angekommen. Foyn hält uns zurück, um uns zu berichten, es sei eine wirre Theorie in Umlauf gebracht worden, der zufolge die Terroristen die Falschen umgebracht haben könnten, dass das Ziel ein anderes gewesen sein könnte. So wie bei dem Attentat in Lillehammer 1973, als israelische Mossad-Agenten die falsche Person ermordet hatten. Ich schüttle den Kopf. Wohl kaum, sage ich. Blödsinn, sage ich. Foyn hat noch mehrere Theorien, lässt uns nicht gehen. Wenn jemand ihn frage, könne die ganze Sache genauso gut etwas mit Jules Lefebvre zu tun haben, der vor einigen Jahren angeblich einen stark antimuslimischen Film gedreht habe, in dem Szenen vorkämen, die als Verspottung des Propheten gedeutet werden könnten.

*Jah jah have mercy*, murmelt Ulrik und schreibt etwas auf seinen Notizblock. Da braut sich echt was zusammen, sagt er. Das hab ich im Netz aufgeschnappt, entschuldigt sich Foyn, bevor er sich in der Kantine an der Schlange hinter dem Tresen für die warmen Gerichte anstellt. Die Leute sagen das nicht laut, aber viele sind der Meinung, es war ein Unglück, dass dieser Franzose ins Land gekommen ist, sagt er über die Schulter.

Scheiß Internet, sagt Ulrik, bei diesem Wettrennen haben wir keine Chance. Mecker nicht rum, sage ich, die Sache ist groß genug für alle. Wir müssen unsere Vorteile nutzen. Gut schreiben, gründlich, anders. Glaubst du, Foyn ist in Sydney gewesen, in Bondi Beach?, frage ich. Wohl kaum, sagt Ulrik. Und er würde niemals irgendwo schwimmen gehen, wo es Fische gibt, die größer als Sprotten sind.

Die nächsten Tage fließen ineinander. Draußen auf den Straßen erleben wir etwas, das einer Staatstrauer gleichkommt. Die Menschen *trauern*. Der Vorfall hat das ganze Land geprägt.

Fünf getötete Menschen sind vielleicht nicht so viele, aber in Norwegen sind es viele, und was die Menschen erschauern lässt, hat auch mit der Tötungsart zu tun – das Messer, ein Dolch – und damit, dass unter den Ermordeten Personen sind, zu denen fast alle einen emotionalen Bezug haben, bedeutende Persönlichkeiten, vom Volk geliebt, es ist ein Ereignis, das alles andere überschattet. Wir, wir Norweger, sind nicht darauf vorbereitet, dass solche Dinge geschehen können, denke ich. Wir sehen es im Ausland, aber unsere Phantasie reicht nicht aus, um zu sehen, dass dasselbe auch hier passieren kann. Obwohl nur wenige Menschen ermordet wurden, ist das *Bewusstsein* einer ganzen Bevölkerung in Mitleidenschaft gezogen worden. Ich sehe, dass in vielen der großen ausländischen Zeitungen über die Morde geschrieben wird. Norwegen, sonst unsichtbar und uninteressant, ist plötzlich auf der Landkarte erschienen.

Die Tage sind warm, und nach Mittag gehen oft Regengüsse von tropischen Ausmaßen nieder. Wenn ich die Redaktion verlasse, sind die Straßen nass und es herrscht ein Geruch, als wäre die Stadt anderswohin verlegt worden. Die Lindealleen oben beim Regjeringsparken leuchtet übernatürlich grün. Ich bin voller Energie. Aus irgendeinem Grund übt der glänzende Asphalt eine anregende Wirkung auf mich aus. Spontan werden kleinere Gedenkstätten errichtet. Zusammen mit Ulrik und Capa bin ich bei einer davon. Am Youngstorget. Viele haben rote Rosen mitgebracht, solche, wie sie während der Wahlkämpfe ausgeteilt werden. Jemand stellt sich hinter ein Mikrophon und singt, ein bekannter Troubadour der Arbeiterbewegung. Die Leute weinen, klammern sich aneinander. Reden werden gehalten, man spricht über den Vorfall als einen Wendepunkt. Meine eigenen Gefühle dazu sind eher gemischt, fast anstößig. Ich empfinde eine tiefe Ergriffenheit, dieselbe Ergriffenheit wie alle anderen um mich

herum, zugleich aber ist das für mich Arbeit, ich soll darüber schreiben, und es ist leicht, darüber zu schreiben, denn es sind die perfekten Szenen, wie vom Himmel herabgesandt. Was für ein Stoff! Diese Story hat *alles*. Bestialische Morde, unbekannte Terroristen, eine unheimliche Location, an der die Tat begangen wurde, der von allen Einwohnern Oslos geliebte Wald – so gut wie alle Zeitungen haben »Herz der Finsternis« in einer ihrer Schlagzeilen verwendet –, dazu eine Hütte, die im Krieg von Widerstandskämpfern genutzt wurde, und als Draufgabe eine jener Familien, über die in Norwegen am meisten geschrieben worden ist, obendrein eine Verbindung zur Arbeiterpartei, der staatstragenden Partei. Das ist fast zu schön, um wahr zu sein – in Gedanken korrigiere ich sofort: zu schlimm, um wahr zu sein. »Das absolut Böse«, steht in Kriegslettern auf dem Titelblatt einer Zeitung – als gäbe es Abstufungen des Bösen. »Norwegen wird nie mehr so sein wie früher.«

In den Redaktionsräumen der Akersgata herrscht eine so gehetzte Atmosphäre, dass ich des Öfteren meine geheime Denkstätte aufsuche, einen Platz, wo ich mit der Hand zu schreiben pflege. Ich überquere die Straße zur Allee zwischen den zwei stillen Wasserspiegeln vor dem Regierungsgebäude – ein Bauwerk, das mich immer ein bisschen an das UN-Hauptquartier in Manhattan erinnert –, trete ein und lasse mich auf der kleinen Sitzgruppe vor den Fenstern zur Grubbegata nieder, in der Ecke hinter den Aufzügen. Zuerst schaue ich noch am Empfang vorbei, bei der Zugangskontrolle, sie wissen, ich bin aus der Akersgata, sie kennen mich, sehen mich oft hier sitzen, oft kurze Interviews hier führen.

Ich hole meinen Journalistenblock heraus und lege ihn mir auf den Schoß. Es versetzt mich immer in eine besondere

Stimmung, wenn ich hier sitze, vor einer Wand aus Naturbeton, mit Sandstrahlkunst von Inger Sitter und Carl Nesjar. Gleich außerhalb liegt der Platz, der nach Einar Gerhardsen benannt ist und der mir den Gedanken erlaubt, ich befände mich mitten in Norwegens moderner Geschichte, ich kann fast den Druck spüren. Ich arbeite gern hier, weil es in dem Vestibül paradoxerweise merkwürdig still ist, es herrscht eine Form von ansteckender Konzentration, und weil ich, mit siebzehn Stockwerken voller Machthaber und Bürokraten über mir, an einem Knotenpunkt, in einer Kommandozentrale sitzend denke und es mir zugleich ein Gefühl von etwas Sicherem vermittelt – allein daran war ja schon zu erkennen, was für ein friedliches Fleckchen dieses Land war, dass jeder x-Beliebige mir nichts, dir nichts in diese Hochburg der Macht hineinspazieren konnte. Während des Denkens, Notierens, kann ich dort auch verfolgen, wer hereinkommt und zum Empfang geht, wer aus dem Aufzug steigt. Meine besten Tipps bekomme ich von Politikern, die mich wiedererkennen und auf einen kurzen Schwatz bei mir vorbeischaun.

Hier sitze ich und kritzle, schaue hinunter auf meinen Block, sehe, dass ich 11. 9. geschrieben habe. Und dann 11. 3. und 7. 7. – die zwei letzten Datumsangaben bezeichnen die Terrorangriffe in Madrid und London. Ich schreibe 23. 8. dazu. Dann streiche ich es wieder. Doch eher nicht. Zu dramatisch. Es wäre falsch, etwas, das in Norwegen vorgefallen ist, mit diesen tragischen Daten zu verbinden. Das wird eine Ausnahme bleiben. Ja, ein schwerwiegendes Ereignis. Aber dennoch nur eine kleine Ohrfeige. Trotz allem.

Die neueste Theorie besagt, dass die Morde ein Anschlag gegen die Arbeiterpartei seien. Dass die Terroraktion wegen des ausgesuchten Ziels auch gegen das Herz unserer nationalen

Wertegrundlage gerichtet sei. Ich denke: *Es ist ein Angriff auf das norwegische Modell*, auf unser unwahrscheinlich erfolgreiches politisches System, unsere Verteilung des Reichtums, unseren beneidenswerten Wohlstand, unser ... *Glück*. Die Ap ist eng an die Sozialdemokratie geknüpft sowie an eine Tradition, die durch Emanzipation und die Gleichstellung der Geschlechter für viele Muslime ungenießbar ist. »Unsere Zwillingstürme sind gefallen«, lautete eine Schlagzeile, von der ich den Verdacht habe, dass sie sich im Nachhinein ein wenig übertrieben ausnehmen wird, die dieser Tage jedoch ein Gefühl ausdrückt, das von vielen geteilt wird. Arve und Gry Storefeld verkörpern die neue und die alte Arbeiterpartei, es ist wirklich, als ob jemand versucht hätte, zwei der Tragsäulen des norwegischen Hauses zu stürzen. Sowohl vor Storens Wohnung im Maridalsveien als auch vor dem Treppenhaus in der Westye Egebergsgate, wo Gry wohnte, werden Blumen niedergelegt, viele Blumen. Ich bin dort gewesen, habe Nachbarn und andere interviewt, zusammen mit Ulrik und Capa.

Es trifft mich wie ein Schlag, dass mein Gedanke dennoch nicht ganz falsch war, als ich mit dem Verlagschef gesprochen und gesagt habe, Arve Storefeld sei für die Partei tot wichtiger als lebend. Storen – und Gry – wurden nicht nur ermordet, sie starben einen Märtyrertod.

Eine hochrangige Person des Justizministeriums schaut auf einen Sprung zu mir herüber, um sich zu erkundigen, ob wir was Neues haben. Ich schüttle den Kopf. Fürchterlich, ganz fürchterlich, sagt er und verschwindet in den Aufzug. Von meinem Platz aus habe ich Aussicht auf die Wand mit Hannah Ryggens blauem Wandteppich. »Wir leben auf einem Stern.« Es kommt vor, dass ich hinübergehe und ihn mir ansehe, einfach nur, um meine kurzsichtige Perspektive zu justieren. Aber

nicht heute. Ich denke. Ich versuche, Bausteine zusammenzusetzen.

Es stellt sich heraus, dass der getötete Franzose Mitglied der Parti Socialiste war, der Schwesterpartei der Ap, und dies, zusammen mit dem Wissen, dass auch Sofie Nagel, Storens Lebensgefährtin, im Parteiapparat auf dem Youngstorget eine zentrale Figur war, bestärkt die Spekulationen, der Anschlag sei gegen das sozialdemokratische Denksystem gerichtet, man mag es gern das norwegische Haus nennen, als hätte man gewusst, dass selbst eine verhältnismäßig kleine Bombe im Fundament das gesamte Gesellschaftsgebäude erschüttern würde. Nur eine Sache verwirrt, passt nicht hinein: die kleine Sylvie, und es gibt nur wenig, das mir so nahegeht wie die Tatsache, dass eines der Opfer ein neunjähriges Mädchen ist. Das ist unmöglich zu ertragen. Eine Sylphide. Und sie hat Violine gespielt. Noch schlimmer. Sie soll ein musikalisches Talent gewesen sein. Nicht zu ertragen. Der Gedanke, dass sie im Bett lag und schlief, und dann kommt jemand und nimmt ihr das Leben, sticht ein Messer in sie hinein. Wie kann ein Mensch zu so etwas imstande sein? Ich finde keine bessere Erklärung als die Worte der Schlagzeile: das absolut Böse.

Da ist auch noch etwas anderes. Mein eigener Kinderwunsch. Martin und ich haben es versucht, ohne Erfolg. Wir waren bei Fachärzten, ohne Erfolg. Niemand konnte uns helfen. Am Ende haben wir unseren Frieden damit gemacht. Das Schicksal der Kinderlosen. Aber meine Sehnsucht ist geblieben. Jedes Mal, wenn ich eines der vielen Bilder der kleinen Sylvie in den Zeitungen abgedruckt sehe, kriege ich einen Kloß im Hals. Das ist nicht auszuhalten. Das schöne kleine Mädchen. Sie soll Paganinis Cantabile D-Dur gespielt haben, dass den Leuten die Tränen in die Augen traten.